

# Jakob Künzler

## Berichte aus Urfa

Teil 2:

aus den Jahren 1907 – 1914

Aus der Zeitschrift „Der Christliche Orient“ (nachfolgend CO),  
archiviert in den Bibliotheken der Missionshauses  
und der Universität Basel (Sign. Res. Zs. 225) ,  
herausgegeben von der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde  
Hundwil, 2015

Erstpublikation:

Geistliche Krankenversorgung, CO Jg. 8, S. 42-45

Das Handwerk in Urfa, CO Jg. 8, S. 71-80 und 88-93

Dr. Vischer, CO Jg. 9, S. 17f.

Von der Schweiz nach Urfa, CO Jg. 11, S. 39-45 und 55f.

Die neue Zeit, CO Jg. 12, S. 24-29

Die ägyptische Augenkrankheit, CO Jg. 12, S. 153-159

Yester Wartuhi, CO Jg. 15, S. 40-50

Bilder:

S. 7: CO Jg. 8, S. 43 / S. 12: CO Jg. 8, S. 75 / S. 14: CO Jg. 8, S. 76

S. 25: CO Jg. 8, S. 135 / S. 32: Jg. 9, S. 44 /S. 35: CO Jg. 12, S. 33

S. 44: Meyers Konversationslexikon 1885-1892 ([www.retrobibliothek.de/retrobib](http://www.retrobibliothek.de/retrobib))

Titelblatt: Jakob Künzler mit seinen Kindern vor dem Doktorhaus,  
Familienarchiv A. & T. Betts

## **Inhaltsverzeichnis**

Geistliche Krankenversorgung	3
Das Handwerk in Urfa	8
Dr. Vischer	24
Von der Schweiz nach Urfa	26
Die neue Zeit	35
Die ägyptische Augenkrankheit	42
Yester Wartuhi	52



## Geistliche Krankenversorgung

Märzheft 1907

Die geistliche und geistige Versorgung der Kranken in Urfa im Missionspitale stösst auf Schwierigkeiten, von denen sich wohl die wenigstens unserer Missionsleute daheim einen Begriff machen können. Dass wir im Spital und in der Klinik nicht alleine nur auf das leibliche, sondern auch auf das geistliche Wohl unserer Kranken ein Augenmerk haben, verlangen unsere Freunde daheim mit Recht. Aber in der Theorie lässt sich geistliche Versorgung so leicht ausmalen. In der Praxis jedoch macht sich die Sache nicht so leicht. In folgendem möchte ich gern ein Bild geben, wie wir diese Arbeit betreiben und auf welche Hindernisse sie stösst.

Unsere Kranken sind keine Abendländer, sondern Morgenländer, die nicht so bald von Zweifeln über Gott und göttliche Dinge geplagt werden. Nichtsdestoweniger bedarf der Kranke im Orient doch auch der geistlichen Verpflegung – wer bedürfte dieser nicht –, aber seine Gesichtspunkte und seine Anschauungen sind sehr verschieden von denen des Abendländers. Atheistische Anschauung kennt das Kind des Ostens nicht. Bibelkritik liegt dem morgenländischen Christen fern, und der Mohammedaner selbst bezeugt stets nur Achtung vor dem *Kitab-i-mukatetz* (Bibelbuch) des Christen. Wenn ich hier einem Muhammedaner aus der Bibel vorlese, so kann also nicht passieren, was mir in meiner Arbeit in der Schweiz einst passierte. Als ich nämlich einem Kranken einen Bibelabschnitt vorlas, verstopfte er seine Ohren, weil er katholisch war, damit er ja das ketzerische Zeug nicht hören könnte.

Nein, unsere Kranken, alle, ob Christ oder Moslem, hören und sprechen gern von Gott und göttlichen Dingen. Oft sprechen sie nur zu viel davon. Die Sprache Kanaans ist ihnen süß – aber das Leben Kanaans ist eben hüben und drüben schwieriger als die Sprache. Es kommt nicht selten vor, dass ich von einem mohammedanischen Kranken aufgefordert werde, einen Abschnitt aus der Bibel vorzulesen, wenn ich aus irgend einem Grund keine Zeit zu haben scheine. Viele Kranke wünschen, dass ich an ihrem Bette, zu ihren Häupten vorlese. Medine, eine Kurdin, die das Gele-

sene niemals verstand, wurde doch stets von Neid geplagt, wenn ich nicht an ihrem Bette stand während des Lesens, sondern etwa in der Nähe einer anderen Kranken. Dies rührt von einer religiösen Anschauung her, die allen orientalischen Völkern gemeinsam ist. Es gilt nämlich als ein besonderer Heilfaktor für Kranke, wenn sie zum Priester gehen oder diesen herbeirufen, um sich von ihm aus der Bibel, oder wenn er Moslem ist, aus dem Koran vorlesen zu lassen. Freilich kaum ein Prozent all dieser Kranken wird das Vorgelesene verstehen – aber nach der Meinung dieser Völker ist dies auch ganz gleichgültig, es wird doch nützen. Wenn der Kranke vom Arzte Medizin nimmt, braucht er ja auch nicht zu wissen, was alles in dieser vorhanden ist, und kann doch geheilt werden.

Aber wir wünschen doch, dass unsere Kranken verstehen, was wir lesen. Da stösst der Diakon auf das grösste Hindernis. Mit grosser Mühe hat er sich die türkische Sprache, auch das Lesen derselben, angeeignet. Nun ist aber die Bibel ins Türkische nicht derart gemeinverständlich übersetzt, wie z. B. Basler Missionare dieselbe in afrikanische Sprachen übersetzt haben. Wie das Koran-Arabisch sich von der Sprache des Alltags abhebt, so ist es auch mit dem Türkischen der Bibel, es ist nicht die Sprache des Alltags. Unsere türkisch redenden Kranken verstehen nur schwer die Bibelsprache. Aber es stellen sich dem Diakon noch grössere Hindernisse entgegen, als das eben Genannte. Unsere Kranken rekrutieren sich aus gar mancherlei Völkern und Zungen. Die Mehrzahl sind Armenier, deren Männer meistens grobes Türkisch verstehen, die Frauen aber und die Kinder verstehen sehr oft auch das grösste Türkisch nicht. Die eigentlichen Türken sind im Spital meist in der Minderheit. Kurden und Araber sind meist stärker als die Türken vertreten. Nun spricht jedes Volk seine eigene Sprache. Stellen wir uns vor, es liegen sechs Kranke in einem Zimmer. Zwei sind Kurden, welche nicht Türkisch sprechen, zwei sind Armenier, die notdürftig Türkisch reden, einer ist Araber, der nur Arabisch parliert, und nur einer ist Türke, der zwar selbst nicht lesen, aber doch seine Muttersprache verstehen kann. Kann der Diakon nun in vier Sprachen lesen? Nein, dies kann er nicht, und ob er es auch könnte, so fehlte hierzu die Zeit, und wenn auch die Zeit nicht fehlte, so würde der Armenier das „Grapar“ (armenische Bibelsprache) nicht verstehen, dem

Araber, der noch nie lesen hörte, erschiene das Arabisch eine ihm unbekannte Sprache, und für Kurden müsste man die Bibel erst ins Kurdische übersetzen. Es soll zwar in Armenien ein kurdisches Neues Testament geben, aber es ist mit armenischen Lettern gedruckt. Doch auch das dortige Kurdisch mag vom hiesigen Kurdisch so verschieden sein, wie das Norddeutsche vom schweizerischen Deutsch verschieden ist. –

Sollen wir daher vom Lesen der hl. Schrift absehen? Nein, aber man muss möglichst einfache, gemeinverständliche Abschnitte wählen. Es ist begreiflich, dass Kranke, welche nur das einfachste Türkisch kennen, Abschnitte der Bergpredigt leichter verstehen, als Stellen aus dem Hebräerbrief, und etliche Psalmen besser begreifen, als Stellen aus der Offenbarung. Das Evangelium ist so voll herrlicher Stücke, die der Orientale so leicht versteht, weil sie aus seinem Leben erzählen. Viel hilft es dem Verständnis der Kranken nach, wenn man noch eine zum Bibelabschnitt passende Geschichte erzählen kann. Eine Merkwürdigkeit finde hier Erwähnung. Wenn nämlich den Kranken aus der Schrift vorgelesen wird, so fangen sie an zu stöhnen, und rufen: Ach! ach!, was so viel bedeuten soll als: Wie bin ich doch noch so weit entfernt, ein wahrer Christ zu sein, wie bin ich doch so traurig daran, oder wenn er Mohammedaner ist: Wo bin ich und wo ist das Wort! Auch soll das Ach bussfertigen Sinn bezeugen.

Werden nun Kranke in unserem Spital innerlich erfasst, dass sie ein neues Leben beginnen, wenn sie gesund das Spital verlassen? Werden etwa gar Mohammedaner zum Christentum bekehrt?

Was das Erstere anbetrifft, so geht es hier wie in den besten Spitälern der Heimat. Vorsätze, ein neues Leben zu führen, werden viele gefasst, – wie viele aber davon auch zur Ausführung gelangen, entzieht sich hüben und drüben meist unseren Augen, d. h. den Augen der Pfleger, da die Geheilten nach allen Windrichtungen ziehen und oft nie mehr in die Stadt und in das Spital zurückkehren. Zuweilen muss aber der Samen Frucht bringen, denn es gibt unter den Kranken stets auch noch guten, fruchtbringenden Boden. Gottes Liebe wird es auch am nötigen Sonnenschein

und Regen nicht fehlen lassen. Wenn wir auch die Frucht nicht sehen, Er, dem der Samen blüht, Gott wird sie finden.

Was aber die zweite Frage anbetrifft, ob Mohammedaner Christen geworden sind, so muss dies verneint werden, zugleich mit dem Bekenntnis, dass wir bis jetzt noch nicht diese direkte Absicht hegten. Wenn wir nur erst den Berg von Vorurteilen, die der Mohammedaner gegen den Christen und das Christentum hat, etwas abgetragen haben, – und bis dahin wird noch viel Wasser den Euphrat hinunterfliessen – dann ist schon eine grosse Pionierarbeit getan und viel erreicht. Und wo ist uns bessere Gelegenheit gegeben, diese schwere Arbeit zu tun, als gerade durch die Krankenpflege im Krankenzimmer, wo wir zum Herzen des Mohammedaners gelangen können? Bis ein Mensch eine andere Religion besser als die Seinige findet, braucht es viel Liebe und Geduld und erst darnach ist noch viel Liebe und Geduld nötig, bis er seinem alten Glauben den Abschied gibt und den neuen annimmt.

Wir erwähnten oben auch das Wort: geistige Verpflegung. Unter dieser verstehen wir hauptsächlich Gesang und Musik, zwei Dinge, mit denen wir auch zum Herzen der Kranken dringen können. Freilich unsere Zeit hierzu ist kurz bemessen und oft verbieten auch Schwerkranke derartige Sprache. Aber, so sehr unser Gesang und unsere Musik den Orientalen anfangs höchst fremd vorkommt, so leuchten doch jedesmal ihre Augen, wenn in der Abendstunde der Herr Doktor mit seiner Violine oder Handharmonika kommt, oder der *Birader* (Bruder) Jacub seine Zither bringt. Auch der Müdeste der Kranken hebt seine Hände empor und klatscht gleichsam den Takt. Zu orientalischem Gesang und Musik gehört nun einmal auch das taktartige in die Händeklatschen.

Neben dem Spital haben wir noch die Poliklinik. Hier strömt an drei Wochentagen jeweils eine bunte Schar von Kranken zusammen. Viele haben schon einen weiten Weg gemacht. Andere sind sehr matt und harren sehnsüchtig der Stunde, da sie untersucht werden. Kinder sind auch da, die schreien. Der Wartesaal und der davor befindliche Hof wimmelt von all diesen Hilfesuchenden. Hier wäre es schwer und wäre es auch



unnütz, wenn man einen langen Abschnitt der Bibel, wohl gar noch eine lange Erklärung dazu vorbrächte. Ich beschränke mich hier darauf, nur einige Bibelverse zu lesen und etliche Worte des weiteren Verständnisses daran anzuknüpfen, das Weitere dem überlassend, der da gesagt hat: Mein Wort soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern es soll wirken, wozu ich es sende.



*Der Hof der Klinik in Urfa*

## Das Handwerk in Urfa

Mai- und Juniheft 1907

Es mag nicht unwichtig sein, auch einmal etwas vom Handwerk aus der Abrahamsstadt zu erfahren. Die nachfolgenden Zeilen möchten daher von diesem berichten.

Wir fragen zuerst, welche Handwerke in Urfa vertreten sind. Wir erwähnen sie der Reihe nach und fügen einige Erklärungen hinzu. Fangen wir mit den Handwerken an, welche die innerliche Versorgung des Menschen im Auge haben.

Bekanntlich ist das Brot eines der nötigsten Nahrungsmittel des Menschen. Bis aber dasselbe bereit ist, vom Menschen verzehrt zu werden, beschäftigen sich vielerlei Hände mit dessen Bereitung. So erwähnen wir denn zuerst die *Egindji* = Sämänner. Diese sind in Urfa wohnende Kurden. Freilich, das meiste Korn wird in den Dörfern von den andern Kurden und Arabern angesät, aber ohne diese Stadt-Egindji bliebe das zur Stadt gehörige Land unbebaut. Auch besitzt die Stadt ausgedehnte Weingärten, welche alle auch jedes Jahr 2 – 4 mal gepflügt werden müssen. Weingärten pflügen scheint etwas Ungeheuerliches zu sein, so wird der Weinbaukundige sagen, Weingärten pflügt man nicht, man gräbt sie um. Aber wir wiederholen, Urfas Weingärten werden samt und sonders mit Ochsen gepflügt. Die Weinstöcke stehen 2 – 4 m weit voneinander, der Platz zwischen ihnen wird kreuzweise mit dem Pflug befahren. Zur Pflügezeit kann man am frühen Morgen unter den Toren Dutzende von Sämännern stehen sehen, die daselbst warten, bis sie von den Grund- und Bodenbesitzern gedingt werden. Uns fällt das Gleichnis des Herrn ein von den Arbeitern im Weinberg. Es hat uns niemand gedingt, antworteten etliche derselben. So mag es auch unter den Egindji beim Stadttor manchmal heißen: Es hat uns niemand gedingt.

Von den *Egindjis*, die natürlich mit ihren Ochsen auch das Dreschen des Weizens besorgen, wenden wir uns zu den *Kiledjis* = Kornmesser, deren Beschäftigung, wie ihr Name besagt, Kornmessen ist. Ihr ganzes Handwerkszeug ist ein Kornmass, das von der Regierung geeicht sein muss. Das Handwerk dieser Leute ist aber nicht beneidenswert, denn sie

müssen viel Staub schlucken, oft fast bis zum Ersticken. Der Weizen wird in den luft- und lichtlosen Kornkammern gemessen.

Jetzt kommen die *Kalburdji* an die Reihe, die Weizenreiniger. Sie haben verschiedene Wannen, mit denen sie den Weizen sowohl sortieren in besseren und geringeren, als auch von Staub und Erde reinigen.

Ist der Weizen rein und sortiert, so gelangt er in die Hände der *Degirmendji* = Müller. Es gibt zwei Arten *Degirmendji*. Die einen nennt man *Madardji*, die nur grobes Mehl mahlen und Weizen brechen. Der gebrochene Weizen wird *Burgul* genannt, der zu Suppen gebraucht oder ähnlich wie Reis behandelt wird. *Burgul* ist hierzulande für das Volk das, was in Deutschland dem Volke die Kartoffeln sind, also eine tägliche, oft sehr billige Speise, nur ungleich nahrhafter als Kartoffeln. Die *Madardji* arbeiten nicht mit Wasserkraft, sondern mit derjenigen von siechen Maultieren oder lahmen Lastgäulen. Wo irgend ein abgeschundener Klepper ist, der noch 20 – 40 Mark wert ist, wird er von den *Madardji* aufgekauft, damit der Gaul seine letzten Tage mit einem ewigen Kreislauf um den Mühlstein beschliesst, bis der Freund Tod seinem traurigen Dasein ein Ende bereitet.

Die *Degirmendji* dagegen arbeiten mit Wasserkraft, das heisst, wenn sie solche haben, was nicht das ganze Jahr der Fall ist. Haben sie kein Wasser, dann laufen die Müller „bosch“ herum, d. h. leer, wie so viele andere Menschen von Urfa.

Ist das Mehl gemacht, so kommt es in die Hände der *Ekmekdji* = Bäcker. Auf dem Wege von der Mühle zur Bäckerei erinnern wir uns, wie viel Anteil an der Bereitung des Brotes doch ein kleiner Vierfüsser hat. Er hat den Samen auf den Acker getragen, trug auch den Weizen in die Stadt, von dort erst wieder zur Mühle und endlich schleppt er das Mehl zum Bäcker. Diesen Vierfüsser, wenn er auch nicht unter die Handwerker gehört, mussten wir doch erwähnen. Hierzulande nennt man ihn den *Merkeb* = Esel. Die Bäcker Urfas sind nur teilweise Leute von hier. Die schwerste Arbeit des Brotbackens, den Teig kneten, besorgen die *Muschli*, d. h. die Armenier aus Musch, die von jenem unglücklichen Armeniergebiete, wo das Massakrieren nie aufhört, hierher geflohen sind. Das Brot, welches die

Bäcker backen, ist nur schmackhaft, wenn es frisch, ja, noch warm ist. Es hat Fladenform, ist 1 – 2 cm dick. *Tanndur*-Brot dagegen wird nicht in den Bäckereien, sondern meist zu Hause von den Frauen gebacken. Tanndur ist ein kleiner Ofen aus Lehm, etwa 1 m hoch und hat 70 cm Durchmesser. Nur oben befindet sich ein Loch, durch welches man den Ofen heizt und auch, wenn er erhitzt ist, die Brotfladen (Kuchen) hineinbringt. Diese Flocken werden an den seitlichen Innenwänden des Tanndur angeklebt und solange gebacken, bis sie steinhart geworden sind. Solches Tanndur-Brot hält sich wochenlang. Es muss nur vor dem Essen einige Minuten in Wasser gelegt werden, damit es weich wird. Jedenfalls ist dieses gut durchgebackene Brot gesünder als das weiche, welches in den Bäckereien gebacken wird.

Als Verwandte des Bäckers figurieren die *Schekerdji* = Zuckerbäcker. Dieses Handwerk birgt schon eine süsse Kunst in sich. Natürlich sind die Schekerdji auch im Orient die Lieblinge der Kinderwelt. Wenn so ein süsser Mann durch die Strassen marschiert, auf dem Kopfe ein Brett voll Süßigkeiten, die er in lauten, ihm eigentümlichem Rufe anpreist, dann öffnen sich allerwärts die Tore des Harems und schwarzlockige Kinderköpfe rufen aus Leibeskräften: *Schekerdji, gel!* = Zuckerbäcker komm! Die Zuckerwaren, bunte Tiere, mit greulichem Anilinrot gefärbt, oder buntfarbige Zuckerstengel, oder runde, farbige Zuckerkügelchen, deren Inneres einen süssen Mandelkern birgt, finden guten Absatz.

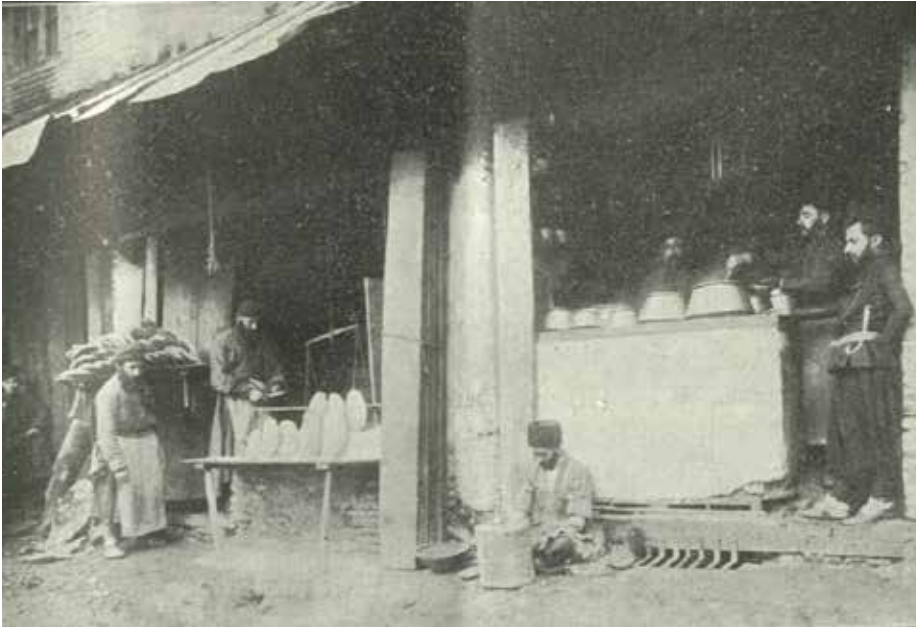
Ein dem Zuckerbäcker verwandter Mann ist der *Halwadji*, Kuchenmacher müssten wir ihn nennen. Er bereitet aus Weintraubensaft und anderen Zutaten käseförmige, feine Kuchen, ein Lieblingsgericht der in die Stadt kommenden Araber. Doch jedermann liebt die süsse Halwa. Ferner macht dieser süsse Mann auch andere Kuchen, besonders aus Blätterteig wunderbar fette Ölkuchen, *Paklawas* genannt, von denen der Orientale am Schluss der Mahlzeit in seinem weiten Magen noch erstaunliche Menge bergen kann. Für uns Fremdlinge sind diese Kuchen doch etwas zu schwer verdaulich.

Noch ein dem Zuckerbäcker und Kuchenmacher verwandter Mann muss erwähnt werden. Es ist dies der *Leblebdji*. *Lebleb* nennt man die

Kichererbsen, nachdem sie beim Leblebdji konserviert worden sind. Diese Erbsen, wie auch die Melonenkerne, werden vorher in Salzwasser gelegt und darauf auf dem Feuer nach Art der Kastanien gebrannt. Noch eine Menge anderer Kerne werden auf diese Weise gebrannt. Fast jeder Orientale, d. h. derjenige, der Zeit und Geld hat, hat solche Lebleb in der Tasche, von denen er von Zeit zu Zeit knabbert.

Die *Kassab* = Metzger von Urfa, haben wahrlich ein leichtes Handwerk. Ihre Arbeit ist sehr einfach. Meist besitzen sie nicht einmal eine Bude, sondern an irgend einem öffentlichen Platze auf dem Markte schlachten sie am frühen Morgen ihr Vieh. Am meisten werden Schafe und Ziegen getötet. Mit einem *bismillah er rahman er rahim* (im Namen Gottes des Barmherzigen und Gnädigen) wird dem am Boden liegenden Schlachtthiere der Hals durchgeschnitten. Eine andere Todesart als das Schächten ist verboten. Auch muss jedesmal obiges Gebet gesprochen werden. Wurstwaren werden nicht gemacht. Auch muss, besonders im Sommer, das Fleisch täglich frisch sein. Kein Fleisch darf auf den folgenden Tag aufbewahrt und dann noch verkauft werden. Kühlapparate gibt es nicht. Das gesamte Werkzeug eines Metzgers besteht aus einem Fleischbeil, Messer, Abziehstein und einigen Fleischhacken.

Wir erinnern uns der *Kebabdji* und *Oschdji*. Kebabdji sind die Männer, welche Kebab machen, und Kebab ist hinwiederum an Spiessen über Kohlenfeuer gebratenes Fleisch. Da der männliche Orientale sein Mittagessen meist auf dem Markte einnimmt, ist es klar, dass es öffentliche Esslokale geben muss, und folglich auch Aschdji, d. h. Köche. Freilich die Esslokale spotten jeder Beschreibung. Oft sind sie nur ein dunkles Loch mit ein paar niedern Stühlchen. Die Dunkelheit mag auch angezeigt sein, denn nicht immer strahlen die Essgefäße im Glanze ihrer Reinheit.



### *Garküche*

Bekanntlich trinkt auch jeder Mensch, folglich erwähnen wir auch noch die Handwerker, welche für die Getränke sorgen. Wasser ist das Beste! Also lasst uns den Wassermann und seine Arbeit näher besehen. Diesen, den *Sudji*, liegt die Instandhaltung der Wasserleitungen, welche alle alt und zum Teile schlecht sind, ob. Ferner haben sie das Wasser an den verschiedenen Wasserkammern richtig zu verteilen. Urfa ist nicht reich an Wasser. Daher muss auf eine richtige Verteilung gesehen werden. Die *Sudji* müssen daher in den Kammern bald Leitungen verstopfen, bald solche öffnen. Zum Verstopfen nimmt man *Sibil*, das ist getrockneter Pferdemist. Vor der Stadt sind an vielen Strecken die Wasserleitungen offen. Menschen baden sich darin, Frauen halten daneben Kindswäsche und Tiere aller Gattungen stehen in den Leitungen und trinken das köstliche Nass. Bekanntlich geben im Wasser stehende Esel zur Vermehrung des Nasses jeweilen ihren Beitrag. Auf diese Weise ist es begreiflich, wenn das Wasser, welches an der Leitung spiegelklar ist, bis es in die Stadt kommt, einer trüben Flut gleicht. In den verschiedenen Höfen der

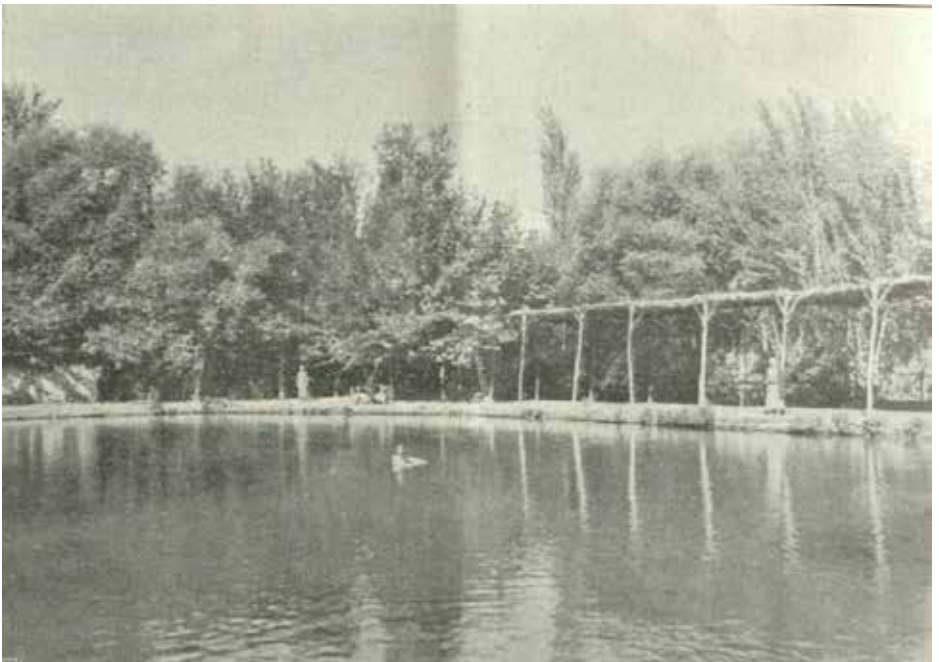
Stadt gibt es grosse, steinerne Brunnenröge. Sobald ein Trog voll ist, fliesst das Wasser durch eine Leitung ab in den etwas tieferstehenden Trog des Nachbarhauses. Vielleicht hat eben ein Mann darin ein kühles Bad genommen. Der Nachbar aber trinkt mit Wohlbehagen das trübe Nass. Prosit! Nach mohammedanischem Ausspruch heisst es ja: *akan su murdar kaldyrmass*, d. h. fliessendes Wasser ist rein. Dies soll ein Ausspruch Mohammeds sein. Er, das Kind der Wüste, musste oft froh sein, aus irgendeiner Pfütze sich den brennenden Durst mit breiartigem und stinkendem Wasser zu stillen. Ihm musste daher jedes fliessende Wasser, ob es auch noch so trübe dahin floss, als ein klarer Strom erscheinen.

Um aber nochmals auf die Sudji zurückzukommen, müssen wir, um deren Ehre zu retten, doch sagen, dass sie reinliche Menschen sind, tragen sie doch immer ein grosses Handtuch mit sich herum, an dem wir sie als Wassermänner erkennen. Nachdem die Männer ihre Hände mit Sibli beschmutzt haben, werden diese gewaschen und dann mit dem erwähnten Tucho abgerieben.

Wir wenden uns zu einer neuen, aber echt orientalisches-originiellen Person und deren Beruf zu, dem *Scherbedtji* = Getränkeverkäufer. Sein Getränk, mit Schnee gekühltes Süssholz-Wasser, bereitet er zu Hause. Auf den Rücken bindet er einen ledernen, grossen Schlauch, den er mit diesem Scherbet gefüllt hat. An Ketten hängen Messingbecher am Schlauche, welche als Trinkgefässe benützt werden. Während des Gehens aber schlagen diese Becher aufeinander, und tönen wie ein Geläute, das fernhin hörbar ist. Bojambaly, bus gibi, chastalara schifa! ruft der Scherbedtji laut. D. h. Süssholzsirup, wie Eis so kalt, bringt Kranken Heilung. Der durstige Arbeiter in der Werkstatt sieht nach, ob es ihm sein Geldbeutel erlaubt, für 1 Pfennig einen Becher dieses kalten Getränkes zu kaufen.

Eine mehr originelle, denn appetitliche Erscheinung ist der *Kahwedji*, Cafetier. Dieser hat einen dunkelfarbigen Baumwollschurz vor sich gebunden, mit dem er die gebrauchten Tässchen reinigt. Wäre der Schurz weiss, so müsste wohl stündlich ein reiner vorgebunden werden, so aber kann ein solcher Schurz seinen Dienst, ohne gewaschen zu werden, eine Woche lang versehen. Einstmals nahmen wir im Ain-Zelcha, dem hinteren

Abrahamsteich, ein erfrischendes Bad. Während des Ankleidens kommt der Kahwedji und will uns Kaffee reichen. Die eben von anderen Leuten benutzten Tässchen fand er nicht für nötig, erst im Wasser, von dem doch genug vorhanden war, auszuspülen oder sie mit seinem schwarzen Tuche zu reinigen, nein, die Reinigung besorgte seine schöne, rote Zunge, mit der er die Tässchen ausleckte. Prosit! den nachfolgenden Kaffeetrinkern! Dass wir diese nicht sein wollten, wird man uns gerne glauben. Ob wohl unsere nun folgende Lektion über das Reinigen der Tassen etwas nutzte, muss dahingestellt werden.



*Ain Zeicha, der hintere Abrahamsteich in Urfa*

Viel Schlamm mag das Bad im Orient vom Menschen abspülen. Denn allein in Urfa gibt es 10 *Hammam* = Bäder. In diesen sind zwei Handwerker tätig, der *Külchandji* und der *Hammamdji*. Külchandji ist der Aschenmann und Heizer. Jedes Hammam besitzt einen grossen Misthof. Aller Pferdemit der Stadt wird in die Bäder gebracht, wo er getrocknet wird und alsdann zur Heizung des Badeofens dient. Die zurückbleibende



Asche hinwiederum findet Verwendung beim Bau der Häuser. Sie wird mit Kalk vermischt und hilft so zu einem guten Mörtel. Das Trocknen des Mistes, die Heizung des Ofens und die Wegnahme der kostbaren Asche ist alles Arbeit des Külchandji. Der Hammamdji dagegen badet die Leute, wozu Massieren, Einseifen, Abreiben und Abtrocknen der Badenden gehört. Diese sind während der ganzen Badezeit im Badekostüm. Von morgens 3 Uhr bis mittags sind die männlichen Hammamdji in Tätigkeit und von Mittag bis Abend die weiblichen.

Nun führen wir die Handwerker an, welche berufen sind, den Menschen äusserlich mit dem Nötigen zu versorgen. So erwähnen wir in deren erster Linie die Weber. Sie gruppieren sich in *Djuflldji* und *Aladjadji*. Erstere weben nur grobe glatte Stoffe aus Baumwolle, welche als Hemden und Unterkleider verwendet werden. Letztere dagegen weben baumwollene, farbige Oberkleidstoffe. Wollstoffe werden in Urfa nicht gewoben. Überhaupt ist ein orientalischer Webstuhl ein äusserst primitives Gestell. Urfa besitzt auch eine Gruppe von Seidenzüchtern. Leider sind diese keine erfahrenen Arbeiter, und so ist es wahrlich mehr Glück als Verstand, wenn der Ertrag der Ernte sowohl qualitativ als auch quantitativ gut ausfällt. Die Seide selbst wird roh ausgeführt.

Die *Bojachdji* = Färber sind eine Zunft, welche sich in Rot- und Blaufärber teilt. Doch färben sie auch in anderen Farben, aber Rot und Blau sind die meistgewünschten. Die Drucker, Bassmadji genannt, druckten früher viel kunstreiche Vorhänge etc., aber im Massaker sind die Tüchtigsten umgekommen. Heute steckt nicht mehr viel Kunst in dieser Baumwolldruckerei.

Einige Strumpfweber versorgen die Bevölkerung mit Strümpfen, welche sie seit einigen Jahren maschinell verfertigen. Doch trägt ein Grossteil der Bevölkerung grobe, starke, buntfarbige, wollene Strümpfe, welche in Sivas verfertigt werden. Die *Bambukdji* = Baumwollklopfer sorgen dafür, dass Watte hergestellt wird, damit die Schneider dickwattierte Röcke verfertigen können. In der heissesten Jahreszeit tragen viele Einwohner die dicksten Kleider, die sie besitzen. Wenn diese uns in unseren dünnen Sommerkleidern sehen, schütteln sie wohl mit

dem Kopf, sagend, euch wird die Sonne schlagen d. h. stechen. Je heisser die Sonne brennt, um so dickere Kleider sind nötig, sagen sie.

Die *Kedjedji* sind die einzigen Handwerker, welche Wolle verarbeiten. Sie sind die Filzmacher. Filzteppiche, mit roter Farbe bezeichnet, dürfen in keinem anständigen Kurden- oder Araberhause fehlen. Man benutzt sie auf dem Boden, um Gäste darauf zu setzen.

Das Waschen der Wäsche besorgen hierzulande immer die Frauen. Dagegen gibt es Glätter, genannt *Kalybdji*. Diese glätten aber einzig nur die Feze, die offizielle Kopfbedeckung der Türken und ihrer Untertanen.

*Tabbagdji* sind die Gerber, welche nach alten Rezepten die Kuh- und Büffelhäute gerben. Feine Ledersorten bezieht man jedoch aus Europa, aus denen die *Conduradji* à la franka Schuhe verfertigen. Die *Jemendji* dagegen sind die à la turqa Schuhmacher. Rote Schuhe ohne Absätze und rote Stiefel mit blauen Quasten sind orientalische Arbeiten und werden besonders von der Landbevölkerung durchweg benutzt. Eine dritte Klasse von Schustern sind die *Eskidji* = Flicker. Wie die *Conduradji* à la franka und die *Jemendji* à la turqa Schuhe machen, so gibt es auch Schneider à la franka und à la turqa. Immer noch ein kleiner Prozentsatz von Urfas Bevölkerung zieht Kleider à la franka an, die Mehrzahl hält an ihren alten Trachten fest und die Landbevölkerung geht immer in à la turqa Kleidern. Liegt der *Tersi* à la franka-Kunst mehr im schönen Schnitt, so liegt des *Tersi* à la turqa-Kunst dagegen mehr in der Schneiderei und Stickerei.

Die *Coiffeure*, *Berber* genannt, sind nach althergebrachter Landessitte auch die Ärzte und ärztlichen Ratgeber der orientalischen Familie. Einige unter ihnen sind auch Zahnärzte, d. h. sie nennen sich so. Wenn auch das türkische Gesetz die ärztliche Praxis nicht frei gibt, so werden doch diese ungebildeten „Mediziner“ noch lange weiter wirken, sintemalen sie ihre Kunst am kranken Menschen scheinbar billig ausüben.

Da wir von den Barbieren sprachen, müssen wir auch noch einen Handwerker erwähnen, der für die Haarpflege des Menschen arbeitet. Wir meinen den *Tarakdji* = Kammacher. Diese Kämmen werden nach Anatolien

ausgeführt. Die Knochen des am Wege verendeten Kamels liefern den Stoff zu den berühmten Kämmen.

Die Orientalen lieben den Schmuck. Daher sind Goldschmiede da, die sowohl billige als auch sehr teure Schmuckgegenstände bereiten für die orientalische Damenwelt. *Sawat* nennt der *Kojumdji* das Oxydieren des Silbers mit nachheriger Gravur, und sehen solche Gegenstände, wie Peitschen- und Handstockgriffe, Zigarrenetui etc. recht schmuck aus und repräsentieren oft eine edle, schöne Kunst.

Wir kommen nun zu den Bauhandwerkern. Eine zahlreiche Sippe! Erst erwähnen wir die Steinbrecher. Das Brechen der Steine ist hier möglich ohne Pulver, ist doch der frische Stein so weich, dass man ihn mit dem Messer schneiden kann. Die *Taschdji* sind die Steinhauer. Wenn es verlangt wird, so können diese die Steine auch recht kunstreich behauen, schon weil der Stein sich so leicht bearbeiten lässt. Aber Urfas Bevölkerung ist arm, sie kann sich wenig Luxus leisten im Bauen ihrer Häuser. Die *Maurer* = *Japydjy* genannt, arbeiten wie in Europa auch hier mit Blei und Kelle. Das dem Leser bekannte Handwerkssprüchlein:

Behüt uns Gott vor teurer Zeit,  
Vor Maurer und vor Zimmerleut,

möchte auch hierzulande oft passen zur Stimmung des Mannes, der ein Haus erstellen lässt. Tagelohnarbeit wird oft möglichst langsam ausgeführt. Liesse man aber eine Arbeit im Akkord erstellen, so möchte es wohl gehen, wie man es schnurrig von zwei Maurern in Deutschland erzählt. Diese hatten im Akkord eben eine Mauer fertig gestellt. Nun sagte der eine zum andern, gehe hin und hole den Lohn, ich will, bis du kommst, die fertige Mauer festhalten, darnach wollen wir uns eiligst aus dem Staube machen.

Die Tagelöhner, *Fäel* genannt, fehlen natürlich auch im Orient beim Bauen nicht. Wieder müssen wir des Eseleins erwähnen, welches alle Bausteine auf seinem Rücken von den Bergen hinunter in die Stadt schleppt für den kärglichen Lohn des Fressens und nicht ohne viele und harte Schläge von seiten der hartherzigen *Merkebdjis*, der Eseltreiber.

Die Gipser nennt man *Suwagdji*. Aus Kalk, Asche und Hanf machen sie sich ihren Gips zurecht. Am Bau mitbeteiligt sind auch die Schreiner, *Nadjar* genannt. Ein Teil der Schreiner macht aber nur die verschiedenen Holzgeräte, die zur Landarbeit gehören, Kisten, Milch- und andere Gefässe. Möbel in unserem Sinne, wie Tische, Schränke, Kommoden, Sessel hat der Orientale gewöhnlich nicht im Gebrauch. Nur „Moderne“ bedienen sich einzelner dieser Gegenstände. Neuerdings fängt man in Urfa auch an, Giebeldächer zu bauen, welche Arbeit den Schreibern zufällt. So ein Dach muss, in Ermangelung schön geschnittener Balken, aus krummen, oft sehr dünnen Latten zusammengezimmert werden, und auch diese Latten sind sehr teuer in diesem sehr von Holz entblösten Lande. Bretter müssen aus Marasch bezogen werden, also auf Eselsrücken erst eine sechstägige Reise machen. Glücklicherweise haben diese Lattendächer wenig zu tragen, denn Schnee gibt es nicht alle Jahre, und wenn es auch welchen gibt, so bleibt er nicht lange auf den Dächern liegen. Andere Holzarbeiter sind die Drechsler, welche nach uralter Methode das Holz drehen, nur gerade einfache Formen. Alles Komplizierte liegt ihnen fern.

Die rüstigen Männer der Schmiede nennen sich *Demirdji*. In ihr Fach schlägt die Bereitung der Pflugeisen, Kohlenbecken, Gitter, Steinwerkzeuge etc. Kunstreiche Arbeiten werden nicht von ihnen verlangt, sie würden auch zu solcher Arbeit nicht fähig sein. Die *Tenekedji* = Klempner sind auch die Glaseinsetzer. Fensterglas hat man in Urfa noch nicht lange, und noch heute finden sich in den wenigsten Häusern Glasfenster. Die *Kasandji* = Kupferschmiede leisten viel Arbeit; denn Kupfergefässe jeglicher Art fehlen in keinem Haus, unter keinem Zelt in Stadt und Land. Auf grossen kupfernen Essplatten finden sich kunstreiche, eingravierte Zeichnungen, die schönste Arbeit der Kupferschmiede!

Jeder Kurde und jeder Araber hat ein möglichst grosses Messer an seinem Leibgurt angehängt. Diese schmieden die *Bidjakdji*. Auch muss jeder, der ins Dorf geht oder vom Dorf kommt, Pistolen oder eine Flinte, wenigstens aber einen krummen Säbel bei sich haben. Mit all diesen Mordinstrumenten, Herstellung und Reparatur derselben geben sich die *Tüfenkdji* oder *Kilidji* ab. Zuletzt erinnern wir noch an die Hufschmiede.

Diese sind zugleich auch die Tierärzte. Das Hauptmedikament, welches diese *Nalband* anwenden, ist das glühende Eisen. Entsetzlich, wie für alle Leiden der Tiere diese böse Tortur angewendet wird!

Nun wir alle Handwerker genannt haben, fragen wir

### **Wer sind die Handwerker Urfas und was leisten sie?**

Neun Zehntel aller Handwerker sind Christen, meist Armenier. Die Syrer haben nicht viel edles Handwerk, sie sind meist *Külchandji* und *Fäel* (Aschenmänner und Tagelöhner). Die Türken selbst hatten bis heute nur sehr wenig Handwerk betrieben. Doch neuerdings scheint auch dieses Volk dem Handwerk mehr Leute zu stellen, als dies bisher der Fall war.

Die Leistungen fast aller Handwerker sind gering. Wenn wir z. B. etwas machen lassen, das man hierzulande bis heute noch nicht gemacht hat, so genügt unsere genaue Erklärung, wie die Sache werden muss, nicht. Wenn wir nicht immer dabei stehen, so geht die Sache sicher schief. Die meisten Handwerker sind auch Analphabeten. Schreiben oder gar eine kleine Zeichnung machen, kann selten einer. Dies führt uns zur Frage: Wie lernt die Jungmannschaft das Handwerk?

Wenn man die Stätten des Handwerks besucht, findet man in jeder Werkstätte Lehrlinge, Knirpse von höchstens 10 Jahren, welche *Schagird* genannt werden. Diese bleiben auch 6 – 8 Jahre lang *Schagird* = Lehrling. Der Meister wird in jedem Falle darauf achten, dass der Lehrling das Handwerk, welches oft sehr leicht zu erlernen ist, möglichst lange nicht lernt, denn sobald der junge Mann das Handwerk kann, erwächst ihm ein neuer Konkurrent. Welches ist der Verdienst eines solchen *Schagirds*? In den ersten Jahren bekommt er hier und da ein kleines *Backschisch* = Trinkgeld, sowie das Mittagessen. Morgens und abends muss er zu Hause bei seinen Eltern essen. Auch die Kleider gibt ihm der Meister nicht. Nach 3 – 4 Jahren Lehrzeit bekommt er endlich etwas *Haftalik* = Wochenlohn, 5 – 10 Piaster = 0,80 – 1,60 M. Ist der Knabe zum 18 Jahre alten Jüngling herangewachsen, so rückt er zum *Chalfa* = Gesellen vor. Auch als solcher ist sein Lohn noch immer klein, *günlük* = Taglohn 2 – 5 Piaster = 0,30 –

0,80 Mark. Sobald der Chalfa genug Geld hat, was bei diesem Verdienst oft lange genug geht, wird er sein eigener Meister. *Ustad* wird er jetzt genannt. Wieviel verdient ein Meister? Wahrlich oft wenig genug. Ist Arbeit da, so kann er im Maximum 8 – 10 Piaster pro Tag verdienen = 1,40 – 1,70 Mk. Aber er hat Lehrjungen und Gesellen. Diese müssen die Hauptarbeit machen. Der Meister macht nur diejenige Arbeit, von der er nicht will, dass sie ein Geselle mache und dieser dann sage, er wolle nun selbst Meister sein.

Das Handwerkssprüchlein

Wer will Meister sein?

Wer was ersann!

Wer will Geselle sein?

Wer was kann!

Wer will Lehrling sein?

Jedermann!

findet im Orient wenig Geltung. Diejenigen Meister, welche was ersinnen, irgend etwas zur Hebung ihres Handwerks beitragen, sind wahrlich zu zählen. Auch die Gesellen sind oft Leute, die nur meinen, sie können etwas, und Lehrling sein will erst recht nicht jedermann, am wenigsten natürlich der Meister selbst, dem es doch wirklich wohl anstände, dass er noch lernte, um sein edles Handwerk vorwärts zu bringen und zu heben. Das Brachliegen des Handwerks hat aber noch andere Ursachen als die oben erwähnten. Wir müssen noch zwei Punkte ins Auge fassen, die Nachfrage und die Bezahlung.

Die Stadtbevölkerung ist, wie schon erwähnt wurde, fast durchweg arm zu nennen und die Landbevölkerung ist, wenn möglich, noch ärmer. Es ist daher begreiflich, dass der Luxus keine grosse Rolle spielen kann. Oft müssen Häuser erst einstürzen, bis sie repariert werden. Wenn Fenster vorhanden sind, so müssen erst alle Scheiben zerbrochen werden, ehe man neues Glas einsetzt. Kleider werden so lange getragen, bis sie überhaupt keinem Kleidungsstück mehr gleichen. Das Essen ist oft auch so einfach, dass mit dessen Bereitung vorher nur wenige Handwerker zu tun hatten. Es fehlt wirklich an Arbeit für die meisten Handwerker

während eines grossen Teiles des Jahres. Darum kommt es so oft vor, dass wir auf die Frage, was arbeitest du, zur Antwort erhalten: „*bosch battel*“ oder „*bosch gesiorum*“, was so viel heisst wie: Ich habe keine Arbeit. Gewiss, es gibt auch Leute, die sich an das Nichtstun gewöhnt haben und die daher im Sommer Schneeschaufler und im Winter Heuer sind, folglich stets ohne Arbeit. Für eine Klasse von Türken ist das Nichtstun das Alltägliche, diese halten es sogar unter ihrer Würde, eine redliche Arbeit zu tun.

Eine grosse, vielleicht die grösste Ursache, dass es mit dem Handwerk so schlecht steht, ist die Bezahlung. Weil das Geld so rar ist, will jedermann das billigste Material haben und am wenigsten Lohn bezahlen. Tatsächlich wird gute Arbeit schlecht bezahlt. Es kann auch nicht geleugnet werden, dass eine Klasse von Türken es sich zur Aufgabe macht, den christlichen Handwerker nicht, oder doch ungenügend zu bezahlen. Wir könnten eine Menge solcher Stückchen erzählen, die einem rechtlichen Mann die Zornesader heftig schwellen machte. Freilich, der Weg zum Richter ist stets offen, aber ein Christ wird diesen Weg einem sogenannten „bessern“ Türken gegenüber nicht gehen, denn jedenfalls würde der Schade nur grösser, als er schon vorher war. Man missverstehe uns nicht, es gibt auch viele Türken, welche Gerechtigkeit lieben und soviel es sie selbst angeht, dem Handwerker das Seine geben. Aber einem Christen beistehen, dass dieser einem anderen Muhammedaner gegenüber zu seinem Rechte käme, möchte doch wohl selten vorkommen. Es lässt sich nicht leugnen, dass die Summe enorm gross ist, die sich im Laufe der Zeit durch nicht oder doch ungenügende Bezahlung der gelieferten Arbeit angehäuft hat. Aus all den vorgenannten Ursachen lässt sich leicht begreifen, warum das Handwerk Urfas so sehr darniederliegt.

### **Die Zukunft des Handwerks**

Wenn dieses Landes Handel durch eine fertige Bagdadbahn wieder in Blüte stehen wird, muss auch das Handwerk wieder bessere Aussichten bekommen. Aber ohne eine bessere Vor- und Fortbildung der Handwerker wird es nur langsam oder gar nicht vor sich gehen.

Analphabeten stehen nicht im Zeichen des Fortschrittes. Die Lehrlinge der Zukunft müssen Schulbildung haben. Heute geht von der christlichen, männlichen Jungmannschaft vielleicht ein Achtel in die Schule. Es vegetiert unter der Bevölkerung leider die traurige Ansicht, dass es eine Schande ist, wenn einer, der die Schule besucht hat, nachher ein Handwerk lernen soll. Die wenigen, die bisher in die Schule gingen, mieden stets das Handwerk. Wenn einer, der in Deutschland das Obergymnasium besucht hat, nachher ein Handwerk lernen sollte, so würden doch auch viele denken, dies sei ein Rückschritt. So ist es hier mit denjenigen, die die gewöhnliche Schule besucht haben. Es ist die Aufgabe der Mission, diesem Übelstand in Urfa abzuhelpfen und diese nicht stichhaltigen Ansichten zu vertreiben. Die Vorsteher der Waisenhäuser können ihre Knaben in die Schule schicken bis zum 14. Jahr und ihnen darnach doch ein Handwerk beibringen lassen. Diese „gebildeten“ Handwerker werden alsdann auch befähigt sein, dem darniederliegenden Handwerk auf die Beine zu helfen. Und in der Tat, hierzu hat sowohl unser Waisenhaus, als auch die amerikanische Mission mit ihren Jungen einen prächtigen, segensbringenden Anfang gemacht.

Die amerikanische Missionarin Miss Shattuk hat, in richtiger Erkenntnis der Sache, schon vor 4 Jahren einen tüchtigen Handwerksmeister aus Irland gerufen, dem vor einem Jahr noch ein zweiter, ein Maschinen-Ingenieur folgte. Diese haben nun mehrere Werkstätten eingerichtet, als Schreinerei, Schneiderei, Schuhmacherei und Schmiede. Aber wie unsere Freunde wissen, hat auch unsere Mission 5 Jahre lang einen Tischlermeister aus Deutschland hierher geschickt. Nach Ablauf des Vertrages mit diesem konnte einer unserer Waisenkinder der Tischlerei als Meister vorstehen. Durch eingeborne Meister, besonders aber durch die umsichtige Waisemutter Frl. Jeppe florieren, teilweise schon lange, die Schuhmacherei, Weberei, Näherei und Seidenzucht. Auch Viehwirtschaft ist in kleinem Masse vorhanden und möchte Frl. Jeppe diese gerne ausdehnen. Dass in der Teppichfabrik unter Leitung des Herrn Eckart viele unserer ehemaligen Waisenkinder und Mädchen als Zeichner, Färber oder Teppichknüpferinnen ihr redliches Auskommen finden, ist bekannt.



Wir dürfen nie aus den Augen lassen, dass unsere Handwerker nur prima Arbeit liefern dürfen und müssen, denn wir können auch den Abnehmern gegenüber auf der Bezahlung bestehen und können so die Bevölkerung, die oft wenig zahlungslustig ist, an das Unvermeidliche gewöhnen.

Seit einiger Zeit besteht hier auch eine vom türkischen Staate ins Leben gerufene Mekteb-i-Senai = Handwerkschule. Möge es auch dieser gelingen sich zu behaupten und ein Hebel mehr sein, das brache Handwerk Urfas vorteilhaft zu bearbeiten.

Die Beaufsichtigung all der verschiedenen Handwerke in unserem Waisenhaus, sowie die eigenen Rechnungen jedes Handwerks herzustellen, kann auf die Dauer unsere treue Waisenmutter nicht mehr neben all ihren übrigen vielen Arbeiten bewältigen. Wahrscheinlich müssen wir doch wieder einen tüchtigen Meister, einen Praktikus in Deutschland finden und nach Urfa schicken. Mögen daher unsere Freunde sich nicht verdriessen lassen, wenn sie gebeten werden, für eine diesbezügliche Mehrbelastung unseres Budgets aufzukommen.

Wir wünschen, dass unsere Waisenkinder beten und arbeiten lernen. In beiden Stücken zu unterrichten, bleibt unsere schöne und ernste Aufgabe.

## **Dr. Vischer**

Februarheft 1908

Was treibt die Syrer von Urfa jeden Abend in die protestantische Kirche zum Gebet? Warum sind diese Versammlungen mehr besucht, als zu irgend einer anderen Gebetszeit? Was ist es, das die Leute in der Stadt, ob Christ, Muhammedaner oder Jude, in diesen Tagen so sehr bewegt? Warum wird das Haus der Missionsklinik in diesen Tagen so oft von Hoch und Niedrig, die gerade nicht krank sind, besucht?

Antwort: Es ist die schwere Krankheit unseres Herrn Dr. Vischer, des für Urfa wohl nützlichsten Mannes! Auf seinen Gängen zu Typhuskranken in den ärmsten Hütten hat er sich selbst den Typhus geholt. Und zwar war es nicht ein leichter Typhus, sondern ein schwerer; wir mussten alle mit der Möglichkeit eines tödlichen Ausganges rechnen. Diese Möglichkeit gerade war es, welche die Syrer und besonders die Ärmsten unter ihnen ins Gebetshaus trieb. Aber auch die Armenier versammelten sich, um für die Erhaltung des Doktors zu flehen. Und wie viele (wohl sehr viele) sich im stillen Kämmerlein sammelten und für seine Erhaltung beteten, ist nur Gott allein bekannt.

Das Volk von Urfa, besonders das arme, weiss, was Herr Dr. Vischer für es bedeutet. Wer in Stunden bitterer Krankheit so unermüdlich die Hütten dieser Ärmsten aufsucht und viel lieber neben dem Kranken in fensterlosem Raume auf teppichlosem Boden sitzt, als im Hause des kaum kranken reichen Mannes auf seidenen Polstern sich niederlässt, das ist Herr Dr. Vischer. Darum liebt ihn das arme, geringe Volk so sehr, es weiss es. Wenn im Hause des Kranken, in dem sich nicht einmal trockenes Brot befindet, bessere Nahrung nötig ist, so bleibt's eben nicht nur bei dem „Du musst Milch und Joghurt (saure Milch) oder etwas Fleisch essen“, nein, der gute Doktor kennt seine Armen und weiss, auf welche Weise man diesen derlei Dinge verordnet.

Während ich dieses schreibe, sitze ich – es ist nach Mitternacht – am Bette dieses teuern Kranken. Zuweilen deliriert er zwar noch, aber die schwere Krankheit ist doch gebrochen. Wir Klinikleute sind nun unserer bangen Sorge los und haben dankerfüllte Herzen gegen unsern treuen

Gott, der auch diesmal wieder das Unglück vorübergehen liess. Wenn du, lieber Missionsfreund, diese Zeilen liesest, so ist unser Herr Doktor wohl wieder auf den Füßen. Danke auch du unserem Gott, dass er unserer Mission den Doktor erhalten hat.

Die zum Herrn riefen in ihrer Not, und er ihnen half aus ihren Ängsten, die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut. Psalm 107.



Mitarbeiter in Klinik in Urfa:  
Apotheker Ibrahim, Pferdejunge Emin, Dr. Vischer, Ali, Abraham,  
Diakon Künzler  
Kinderfrau, Schwester Majram, Schwester Anna, Köchin

## Von der Schweiz nach Urfa

März- und Aprilheft 1910

Am 25. September 1909 in der Morgenfrühe fuhren zwei Wagen vor das gastliche Haus meines Onkels, wo ich mit meiner Familie die letzten zwei Monate meiner Ferien verbracht hatte. Auf den einen Wagen wurden all die Siebensachen gepackt, welche man für eine solche weite Reise nötig hat. Im anderen fanden wir selbst nach einem herzlichen: „Behüt euch Gott! Auf Wiedersehen!“ unseren Platz. Wir? das heisst: ich der Bruder Jakob aus Urfa mit seiner Frau, seinem 3 Jahr alten Jungen und dem zehn Monate alten Töchterlein. So lange man sich noch sehen konnte, wurden zwischen den lieben Verwandten und uns noch Tücher geschwenkt, aber nach einer halben Stunde waren wir uns völlig entschwunden. O wie weit weg war mit einmal das traute Heimatdörfchen! Jahre werden uns scheiden! Urfa war wieder, obschon wir bloss eine halbe Stunde weit von *Stein* weg waren, viel näher gerückt und rückte mit jeder Reisetunde näher. In *Staad* am Bodensee wurde nochmals Abschied genommen. Auf der Station grüsste uns noch die ganze Familie meines Bruders.

Nun ade, du mein lieb Heimatland,  
Lieb Heimatland ade!

Zum letzten Mal grüssten die Schweizerberge herüber. Schon sausten wir durch Vorarlberg. Wilde Bergbäche führten viel Schlamm mit sich und zeugten von grossen Regengüssen. *Feldkirch*, *Bludenz* waren im Nu erreicht, *Innsbruck* noch vor der Nacht. Wir hatten glücklich ein Coupee für uns allein. Die Kinder lagen bald in tiefem Schläfe, auf den Sitzen ausgestreckt, eingehüllt in Mäntel und Decken; und auch uns „Alten“ gelang ein zwar unruhiger, aber doch wohlthuender Schlaf.

Schlafend noch kamen wir in früher Morgenstunde in *Wien* an. Zwei und eine halbe Stunde Aufenthalt, hiess es, haben wir. Obwohl unser Waggon, der von Paris kam, noch nicht am Ziele war, denn er sollte uns noch nach Budapest bringen, wollten wir ihn doch für die Dauer des kurzen Aufenthaltes verlassen, um uns im Restaurant mit Kaffee und Milch bewirten zu lassen. Als dies geschehen, hatten wir sogar noch den Mut, in der Kaiserstadt „en famille“ einen Sonntagsmorgenspaziergang zu

machen. Freilich weit ging's nicht. Fürs erste wehte ein kühler Wind und dann waren wir an und auf den Armen mit den Kindern belastet. So kehrten wir recht bald wieder zurück und harrten auf dem Bahnsteig auf unseren Waggon. Als er, mit neuen Wagen zusammengehängt, endlich wieder kam, merkten wir, dass es am Ende besser gewesen wäre, wenn wir unser Eisenbahnhäuschen nicht verlassen hätten, denn es waren inzwischen drei Juden in unser Abteil eingedrungen. Diese fuhren mit nach Budapest und erwiesen sich als sehr ordentliche Leute, die nur eins nicht begreifen konnten, nämlich, dass wir mit so kleinen Kindern die weite Reise machten, und zwar als Missionare. Ach, das können viele Leute, auch viele solche, welche den Christennamen führen, nicht begreifen, dass man um der Mission willen solche Strapazen machen kann. Warum begreifen sie das nicht? Sie kennen den Meister nicht, der uns rief.

In Budapest galt es, die fahrende Wohnung auszuräumen. Also Gepäckträger vor! Neun Stücke! Nichts liegen lassen! So, jetzt die Kinder auf den Arm genommen und hinaus auf den Bahnsteig und mit dem Menschenstrom den Ausgängen zu! Ich rufe dem Gepäckträger zu, er solle auf unsere Sachen achten, wir würden nach zwei Stunden nach Konstantinopel weiter fahren, dann suchten wir den Restaurationssaal auf, um ein einfaches Mittagessen einzunehmen. Ich bin nicht sehr nervös angelegt, aber meine Gedanken während des Essens waren doch bei den zu lösenden Fahrkarten und beim Passagiergut, welches ich, abgesehen von den neun Stücken, neu aufzugeben hatte. Kaum hatte ich die trockenen Maccaroni heruntergewürgt, so machte ich mich auf den Weg zum Schalter. Zwei Fahrkarten nach Konstantinopel! Am Schalter war eine Frau. Im Nu hatte ich das Gewünschte. Ich zahlte in Gold, meist französischer Herkunft. Aber drei Goldstücke waren italienische. Diese wies die Frau am Schalter verächtlich mit den Worten zurück: Mit Italien haben wir nichts zu tun. Glücklicherweise hatte ich noch ein paar Napoleonsd'or. Ich nahm die Italiener gerne zurück, wusste ich doch, dass die Türkei viel loyaler sein würde und dem italienischen Golde das gleiche Recht liess wie den „Napoleons“. Die Hauptsache ist dort immer nur die, dass man deren in grosser Menge hat.

Bald konnte ich zum Trost und zur Beruhigung meiner Frau wieder an ihrer Seite sein. Unser Gepäckträger kündigte uns an, dass der Zug nach Konstantinopel überfüllt sein werde, wahrlich ein sorgenvoller Gedanken für das Elternpaar. Nur mit Mühe fanden wir Platz. Die Mutter musste den Säugling und der Vater den Jungen auf den Schoß nehmen. Wie wird die kommende Nacht? Wer konnte in dieser Lage schlafen? Aber was half's? Kommt Zeit, kommt Rat, tröstete ich meine, über diese Lage sehr unglücklich gewordene Gattin. Und richtig, der Kondukteur, der ohne Bedenken ein kleines Trinkgeld einsteckte, blinzelte mit den Augen; nun wusste ich, es kommt besser. Nach einer halben Stunde rief er uns und brachte uns in ein Halbabteil I. Klasse, das leer war, nur er hatte einen Mantel und eine Tasche drin. So hatten wir wenigstens drei Plätze erster Klasse und was das Beste war, wir waren allein. Der Junge schlief die nun folgende Nacht köstlich auf dem Boden, ebenso auch ich. Mama und der Säugling durften auch zufrieden sein, zusammen drei Sitze als Lager belegen zu dürfen. In der Nacht kam der Zug nach Semlin, wo er wegen Zollrevision anhielt. Der Zöllner kam in unsere Wagenabteilung. Er durchsuchte zwar nicht unsere Gepäckstücke, aber unter einer am Boden liegenden Reisedecke vermutete er zollbare Sachen, Juwelen u. dergl. Wir hatten unsere Juwelen wohl bei uns, aber nicht versteckt, der Zöllner konnte sie sehen, ohne zu suchen, wir meinen, unsere Kinder; die waren glücklicherweise nicht zollpflichtig.

*Serbien* und *Bulgarien*, die zwei Länder, welche ehemals den Türken gehörten, machen dem flüchtigen Beschauer den Eindruck halb kultivierter Länder; immerhin sind sie viel besser bebaut als die Länder, welche bis heute der Türkei noch geblieben sind.

Zwischen Serbien und Bulgarien führte uns der Zug an meist kahlen, zackigen Bergen vorbei. Auf einem Felsvorsprung eines solchen steht, hoch über dem wilden Fluss, ein hohes, hölzernes Kreuz, ein Wahrzeichen, dass einst hier ein Christ seinen Tod in den Fluten fand. Dem Schweizer kommt es merkwürdig vor, dass die Eisenbahn durch dieses Gebirgsland fährt, ohne je durch einen Tunnel zu gehen. Jeder Hügel, jeder Felsvorsprung wird ängstlich umgangen.

In Bulgarien ziehen auf den Stationen die bunten Trachten der Bevölkerung stets das Auge des Fremden an. Man muss es den Bulgaren lassen, sie halten viel auf Buntfarbigkeit und nicht zum wenigsten auch auf Sauberkeit. Der ganze Orient ist ja voller bunter Farben, aber in gewissen Ländern, so z. B. in der Türkei, mangelt oft die Reinlichkeit, weshalb das Bunte in den Farben nicht recht zur Geltung kommen kann.

Am dritten Abend unserer Reise grüssten wir noch die schöne Stadt *Philippopol* mit ihren Kirchtürmen und Minarets. Wir gedachten an unsere Station daselbst und an unsere Mitarbeiter, welche nach Deutschland flüchten mussten.

Wir fuhren weiter. Die Nacht bedeckte langsam die Erde. Nichts ahnend, sicher in Gottes Hut, legte sich meine Frau zur Ruhe nieder. Vorher schon schlossen sich die müden Äuglein unserer beiden Kinder. Zwar zeigte die Uhr kaum auf acht. Im Nebenabteil unterhielt ich mich mit einem freundlichen österreichischen Arzt, der schon 29 Jahre in Adrianopel tätig war. Eben sagte er: „Es ist ein bedenkliches Zeichen, dass die Jungtürken, trotzdem sie schon mehr als ein Jahr am Ruder sind, eigentlich noch nichts geleistet haben. *„Söz tschok, isch jock!“* d. h. viel Worte, aber keine Tat!“ Da kam Stoss auf Stoss, Schlag auf Schlag, es krachte, es erklangen abgesprengte Eisensplitter. Wir stiessen aufeinander, Gepäckstücke fielen von ihren erhöhten Plätzen; alles in einem Augenblick. Lautes Geschrei entsetzter Passagiere kam von allen Seiten. Wir sahen uns an – ein Unglück – ich suchte das Notsignal, aber es gab keins – jetzt hielt der Zug mit einem heftigen Ruck. Der Doktor sprang hinaus ins Freie, ich zu Frau und Kindern. Letztere schliefen noch, die Mutter hatte von den ersten Stössen nichts gehört, aber sie wachte dabei auf und konnte noch rechtzeitig mit ausgebreiteten Armen die Kinder vor den fallenden Gepäckstücken beschützen. Wir dankten Gott für unsere Erhaltung!

Nun aber hielt es mich nicht mehr hier, ich musste hinaus, um zu sehen, was geschehen war. Auf einen Blick sah ich die Lokomotive, die sich bis an die Achsen in den Kies gewühlt hatte, und die zwei Gepäckwagen, einen nach links, den andern nach rechts geneigt. Es folgte der

gefüllte Schlafwagen, welcher mit seinem Vorderteil sich stark geneigt hatte. Der nächste Wagen, der unsrige, stand noch auf den Schienen. Niemand wurde verletzt. Wo waren wir denn? Etwa 10 Minuten vor der letzten Station in Bulgarien, in *Charmanly*. Von Adrianopel wurde nun ein Zug requiriert, was etwa drei Stunden Aufenthalt bedeutete. Ich zog mich in unsern Wagen zurück, um meine harrende Frau zu beruhigen. Jetzt konnten wir dem Herrn für die Erhaltung aller danken. Mein Vorschlag, einen Teil der Zeit bis zur Ankunft des neuen Zuges noch zu verschlafen, wurde angenommen. Allein trotzdem wir uns völlig beruhigt hatten, kam kein Schlaf in unsere Augen. Die meisten Passagiere harrten auf der nächsten Station auf den Hilfszug. In unserem Wagen blieben wir allein übrig. Ein Mensch, einem Diebe nicht unähnlich, durchsuchte alle Wagenabteile. Wie erstaunte er, als er unsere Tür öffnete, und hier vier zum Schläfe ausgestreckte Menschen sah! Er sagte uns einige unverständliche Worte – und ging weiter. Gegen Mitternacht hörten wir aus der Ferne den neuen Zug heranbrausen. Meine Hoffnung, der neue Zug würde soweit als möglich an den entgleisten heranfahren, blieb unerfüllt. Nur ein Gepäckwagen wurde gebracht. Die Personenwagen blieben auf der Station. So mussten wir wandern, doch nicht eher, als bis die neuen Gepäckstücke starken Dienstmännern übergeben waren. Den schlaftrunkenen Jungen nahm ich rittlings auf mich, die Mutter hatte den Säugling in ihren Armen, – so machten wir den nächtlichen Gang zur Station. Dem Jungen wollte ich noch die in der Erde festgerante Lokomotive zeigen, allein er fing an zu weinen und sagte: „Vater, die Maschine ist gestorben, ich habe Angst.“

Auf der Station angekommen, waren wir wohl die Letzten; lange fanden wir keinen Platz mehr. Mit dem Trost, dass in Adrianopel weitere Wagen angehängt würden, krochen wir in einem mit laut schwatzenden Griechen gefüllten Abteil unter. Wir waren aber doch glücklich, dass wir alle heil beisammen waren. Eine Station vor *Adiranopel* bekamen wir wieder ein Abteil I. Klasse, welches uns bis nach *Konstantinopel* treu blieb. Gegen Mittag des neuen Tages fuhr der Zug in das alte *Stambul* ein, mit vierstündiger Verspätung.



Nach den dreitägigen Strapazen tat uns ein Aufenthalt von zwei Tagen recht gut. Viel von den Sehenswürdigkeiten der alten Kaiserstadt sahen wir freilich nicht, dazu reisten wir ja auch nicht. Einmal besuchten wir die Hagia Sophia, dieses nächst dem Tempel in Jerusalem denkwürdigste Gotteshaus auf der Welt. Ich sah im Geiste Mohammed, den Eroberer Konstantinopels, wie er siegreich, auf stolzem Pferde, über die christlichen Leichenhügel hinwegritt und mit seinem Schwert das Altarkreuz zerschlug und dabei die Glaubensformel der Muhammedaner sprach: *La illahä, illallah, Mohammed er resulullah!*

Am Brunnen, den Kaiser Wilhelm anlässlich seiner Orientreise im Jahre 1898 dem damaligen Sultan Abdul Hamid, jetzigen Abdul Hamid Effendi schenkte, standen wir auch. Er ist ein schöner Kuppelbau in Marmormosaik ausgeführt. Die Kuppel ist inwendig in mehrere Felder eingeteilt, abwechselnd trägt je ein Feld das kaiserliche Wappen und die Turra, das Sultanssiegel. Nun trägt aber die deutsche Kaiserkrone auch ein Kreuz. Überall nun, wo dieses Kreuz war, hat der Fanatismus der Moslems dasselbe herausgeschlagen. Auch war zurzeit, da wir den Brunnen besuchten, kein Wasser darin. Alle Bassins waren trocken.

Nach zweitägiger Ruhe schifften wir uns auf dem Dampfschiff, das uns nach Beirut bringen sollte, ein. Unsere Kabine war nächst dem Maschinenhaus. Die Ohren mussten sich erst an den Lärm der Maschine gewöhnen, ehe wir in der ersten Nacht schlafen konnten. Den Kindern aber schien der gleichmässige Lärm ein Schlummerlied zu sein. Plötzlich weckte uns ein starker Knall, auf den ein merkwürdiges Pusten aus dem Maschinenraume folgte. Es musste etwas zerbrochen oder geplatzt sein. Was tun? Wir sahen schon vor uns, wie das Schiff sank, wie das Wasser zum Kabinenfenster einströmte und uns ein kühles Wassergrab bereitete. Wir waren gefasst, denn sterben wir, so sterben wir dem Herrn!

Indes, als kein Wasser eindrang, das eigentümliche Pusten aber nicht aufhörte, kleidete ich mich an, um zu sehen, was geschehen war. Im Maschinenraum war unter dem Personal eine nicht geringe Aufregung. Eben stürzte der erste Maschinist halb angekleidet aus seinem Schlafraum heraus. Das Schiff wurde zum Stehen gebracht, die Maschine stand still.

Ein Zylinder sei geplatzt, hiess es. Die Matrosen mussten Flaschenzüge und grosse Schraubenschlüssel herbeischleppen. Der Zylinder sollte ausgetauscht werden. Nach dreistündigem Aufenthalte, während welcher die meisten Passagiere nichts ahnend schliefen, begann der alte Schiffskasten die Fortsetzung seiner Fahrt. Aber mit dem gesunden Schlaf war es, besonders für meine Frau, in der Folge vorbei. Oftmals musste ich sie in den kommenden Nächten beruhigen. Sie wollte wieder merkwürdige Geräusche von Wasserpumpen usw. gehört haben. Zuweilen halfen meine Worte nichts, ich musste aufstehn, durchsuchte das ganze Schiff, wusste wohl, dass alles in Ordnung war, wollte sie aber beruhigen. Wir waren überaus glücklich, dass wir am vierten Tage endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatten.



*An Bord des Dampfers*

Wir landeten in *Beirut*. Ein Tag Aufenthalt daselbst führte uns zu Herrn Waldmeyer, dem originellen Begründer der grossen Irrenanstalt in *Asfu-*

*rieh* auf dem Libanon. Vor 10 Jahren stand noch kein Haus auf jener Stelle, wo jetzt eine ganze Reihe Pavillons für seichte und schwere Kranke, für Männer und Frauen, sich erheben. Herr Waldmeyer, schon beinahe ein Greis, hat dies grosse Liebeswerk dank seines grossen Organisationstalentes und wohl auch unter Gebet und Bitten geschaffen und zur heutigen Grösse und Blüte emporgeführt. In der Schweiz, England und Amerika hat dieses bedeutende Werk seine helfenden Freunde.

Von Beirut bis nach *Aleppo* kann man seit 3 Jahren in einem Tag mit der Bahn fahren. Der Weg führt erst in beträchtliche Höhen den Libanon hinauf, darnach abwärts in das Hochtal des Orontes und Leontes, und vorbei an Baalbek mit seinem Sonnentempel. Vor Homs fährt man an einem See vorbei. Homs selbst hatte im Herbst ein grosses Wasserunglück erlebt. Ende September überschwemmte ein Bach infolge eines Wolkenbruchs den grössten Teil der Stadt, wobei 500 Häuser einstürzten und nicht wenige Menschen ums Leben kamen. Hama zeichnet sich hauptsächlich durch seine vielen Schöpfräder aus, welche langsam, aber sicher dem Orontes Wasser entnehmen, um damit endlose Gärten zu bewässern.

Wenn ich in der Türkei einen Reisewagen miete, sehe ich mir den Wagen und auch die Pferde erst genau an. Und doch wurde ich diesmal betrogen. Man zeigte mir drei volle, starke Tiere, aber als der Wagen, orientalisches spät, endlich vor unserem Hotel erschien, waren drei elende Klepper vorgespannt. Der Kutscher hatte mir also nicht seine, sondern andere Pferde gezeigt, als ich seinen Wagen mieten wollte. Wir wollten unsere Reise jedoch nicht noch verschieben. Misstrauisch setzten wir uns zu viert in den erst mit Bettwerk, Esskorb und vielem Gepäck gefüllten „Zigeuner-Wagen“. Wir hatten uns mit den Kindern für die nächsten vier Tage in ein und einhalb Kubikmeter zu teilen. Aber es ging, es musste gehen. Und die mageren Gäule zogen und brachten uns weiter. *Bab*, ein kleines Araberstädtchen wurde am ersten, *Bombudj*, ein grosses Tscherkessendorf, am zweiten und *Swindjy*, ein Kurdennest, am dritten Tag glücklich erreicht, ohne dass ein Pferd verloren ging.

Am dritten Tag hatten wir den *Euphrat* zu passieren. Es war der erste Ramadan-Freitag. Die Bootsleute wohnten auf dem jenseitigen Flussufer.

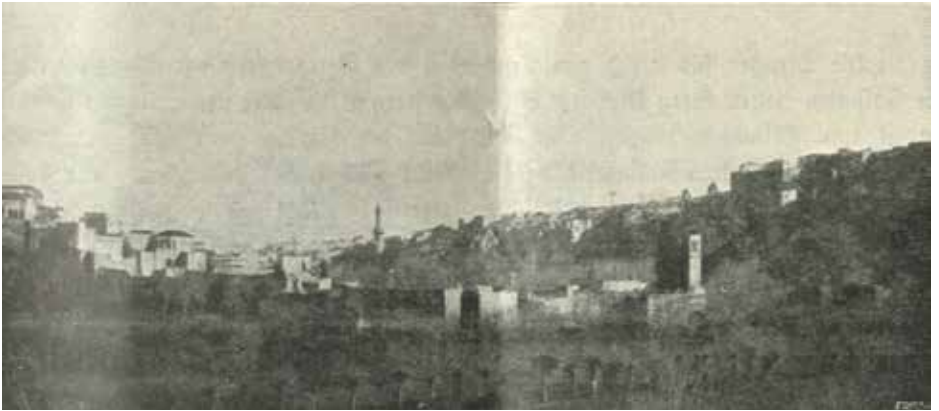
Soviel ich die Mohammedaner kenne, konnten zur zwei Dinge möglich sein. Entweder würden die Bootsleute erst nach einigen Stunden kommen, vielleicht erst gegen Abend (wir waren um 9 Uhr vormittags schon zur Überfahrt bereit) oder sofort in der Erwartung eines festlichen Trinkgeldes. Dieses Letztere trat ein. Noch hatte das Boot das diesseitige Ufer nicht erreicht, als die Bootsleute schon nach der Höhe des Bakschischs fragten. Und kaum war Wagen, Pferd und Menschen verladen, als sie den Bakschisch schon haben wollten. Sie mussten jedoch meinem Versprechen trauen, und uns erst hinüber führen. Dies taten sie. Strahlend vor Freude strichen sie das in festlicher Höhe stehende Trinkgeld ein. Bald merkte ich, dass ich das Trinkgeld doch noch zu früh gegeben hatte, denn es galt noch einen Flussarm, den ich vorher nicht bemerkt hatte, zu durchwaten. Ein Führer war zwar da, doch auch dieser sprach vom Festtage und von hübschen Trinkgeldern. Mit Ach und Krach kamen wir hinein in den Fluss, unsere Räder verschwanden, jeden Augenblick konnte sich unser Lager mit Wasser füllen. Richtig, was ich voraussah, kam, die Pferde konnten nicht mehr weiter, ihre Kräfte waren zu Ende. Hinter uns wateten die Bootsleute heran, welche nun tüchtig in die Räder griffen. Nach wiederholten Anstrengungen bewegte sich das Fuhrwerk wieder, und nun waren wir am andern Ufer! Merkwürdig wars, dass die Bootsleute nun nicht noch ein neues Trinkgeld verlangten.

Der vierte Tag führte uns endlich nach *Urfa*. Wie wohl war mir und meiner Frau zumute. Jetzt waren wir am Ziele. Bald kamen uns auch die ersten Freunde entgegen, allen voraus mein geehrter und lieber Chef, Herr Dr. A. Vischer, dann kam die letzte Reisetunde. Voll Dank gegen Gott, der uns so glücklich ans Ziel gebracht, zogen wir in unsere neue Wohnung im Doktorhause ein. Auch hatten wir nichts von all unseren Sachen verloren und nichts war uns entwendet worden, wahrlich ein Wunder!

Es folgten zwar für unseren Sohn und dessen Vater noch einige kranke Tage. Das im Lande herrschende Dengfieber hatte sie ergriffen. Aber bald konnte ich im Spital wieder meine längst ersehnte Tätigkeit unter dem bunten Krankenheer aufnehmen.

## Die neue Zeit

Februarheft 1911



*Urfa, rechts oben die Zidadelle*

### Christliche türkische Soldaten

In den letzten Tagen des Jahres 1144 hat Edessa [so hiess das mittelalterliche Urfa], die einst so reiche Stadt, welche damals von einem deutschen Kreuzfahrerfürsten, Balduin, regiert worden war, die letzten christlichen Soldaten in ihren Mauern geborgen. Tapfer haben sie in jenen Tagen zum letzten Mal, auf der Zitadelle, gekämpft. Schon einige Tage früher hatten sie die Stadt dem Feinde räumen müssen und jetzt bekamen sie auch hier den Todesstreich. Zengi Chan von Mossul, war mit seinem muhammedanischen Seldschuckenheer nach hartem, blutigem Kampfe Sieger geworden. Seit diesem Zeitpunkte durfte kein Christ Edessas mehr Soldat werden. Erst nach 766 Jahren, in den ersten Oktobertagen dieses Jahres, wurden in dieser historischen Stätte, nun wie vormals Urfa genannt, wieder christliche Soldaten in das Heer eingestellt. Wahrlich, eine denkwürdige Zeit ist angebrochen!

Wie kam dies? Die Missionsfreunde haben schon seit 1908 viel über die gewaltigen, geschichtlich unvergleichlich wichtigen staatlichen Änderungen in der Türkei gehört. Die Türkei, welche noch vor kurzem dem Willen eines Einzigen gehorchte und infolgedessen in einem elenden

Sumpfe unterzugehen drohte, ist auf einmal aufgewacht und in ein konstitutionelles Reich umgewandelt worden, in dem Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen sollen. Wie ist das möglich? So mag sich mancher fragen, der die Türkei früher aus nicht zu grosser Entfernung kannte. Wer aber die Türkei aus nächster Nähe kennt, weiss, dass wir es hier in allem mit einer Nachahmung europäischer Kultur zu tun haben. Aber mag es auch eine Kopie sein. So können doch wenigstens die bedrückten Untertanen des Reiches etwas aufatmen – um – im schlimmsten Falle – wieder Schlimmes besser ertragen zu können.

Gleichheit! Also auch Christen sollen Soldaten werden, auch die Armenier! Armenier türkische Soldaten! Soldaten, die als Brüder Schulter an Schulter mit den Söhnen Muhammeds im Dienst fürs Vaterland sich opfern? Ist dies Himmelsmusik oder ist es Hohn?

Tatsache aber ist es, dass es jetzt christliche türkische Soldaten gibt, auch in unserer Stadt, in der so viel Christenblut von Türken vergossen worden ist.

Zuerst kamen hier christliche Soldatentransporte aus Mardin, Diarbekir und Sevekek durch, alles stattliche Männer. Singend zogen sie in unsere Stadt ein, singend auch weiter. Urfas Christen stellten vorläufig nur einen Jahrgang, 150 junge Leute, welche dann nach Aleppo zogen. Das war ein stolzer Auszug! Schildern wir erst einen Rekrutenauszug von früher, ehe die Konstitution eingeführt wurde, als die Rekruten nur aus Söhnen Muhammeds bestanden:

„Die Strassen vor der Stadt, durch welche die scheidenden Rekruten ziehen mussten, füllten sich mit laut klagenden Müttern und Schwestern. Die Rekruten ziehen heran, zwei und zwei zusammen gekettet, missvergnügt, im Herzen nur die eine Hoffnung, auf dem langen Wege noch die Flucht ergreifen zu können. Der Abschied von den Müttern und Schwestern gestaltete sich zu einer herzerreissenden Szene.“

Und der heutige Auszug der christlichen Soldaten:

„Die Strassen füllen sich von Tausenden von Verwandten der Wegziehenden. Die Soldaten haben ihren Müttern und Schwestern gesagt, dass sie, wenn die Frauen klagen und schluchzen würden, sich nicht auf der

Strasse verabschieden würden. Jetzt kamen die Rekruten singend heran. Kein Soldat war gebunden. Alle liefen oder ritten frei heran. Ein herzlicher, aber stiller Abschied von Müttern und Schwestern erfolgte. Kein Schluchzen, kein Heulen ward gehört. Wohl mag manche stille Träne geflossen sein – denn ein Abschied, auch wegen fröhlicher Ursache ist immer ein Abschied, denn – wie heisst doch im Liede? – scheiden tut weh!“ –

Wie stellen sich die Muhammedaner zu diesem in ihre Religion so tief einschneidenden Ereignis?

Müslim Chodja, ein angesehener Religionslehrer, liess sich folgendermassen aus:

„Es ist ein grosses Unrecht, dass man jetzt auch die Andersgläubigen (gemeint sind die Christen und Juden) ins Militär steckt. Wir haben als Muhammedaner hierzu kein Recht, denn diese sind unsere Schutzbefohlenen, welche Gott uns gegeben hat, dass wir sie hegen und pflegen, und nicht in den harten Dienst des Militärs stecken.“

(Zu dieser Pflege gehörten auch die periodisch wiederkehrenden Abschlachtungen und chronischen Bedrückungen der Armenier.) Ein Scheich äusserte folgende Worte:

„Wie ist in Zukunft ein heiliger Krieg denkbar? Jeder muhammedanische Krieg ist ein heiliger Glaubenskrieg, was sollen in einem solchen unsere christlichen Soldaten tun? Nur Muhammeds Gläubige sind die berufenen Krieger.“

Alle solche Aussprüche gelten in den jetzigen Tagen nichts. Der Jung-Türke regiert das Reich und er weiss sich einstweilen durchzusetzen. Hierzu folgende Beispiele:

Ein Soldat aus Mardin, ein Christ, wollte bei einem moslemischen Fruchthändler in Urfa eine Melone kaufen. Der weigerte sich aber und erwiderte missmutig: „An einen christlichen Soldaten verkaufe ich keine Melone.“ Der Soldat kehrte in die Kaserne zurück und meldete dem Hauptmann das Ereignis. Dieser wurde erbost über den Fruchthändler. Mit einem Trupp christlicher Soldaten begab er sich zu diesem und gab den Soldaten Befehl, je eine Melone zu nehmen. Nachdem dies geschehen,

wurde der Preis sämtlicher Melonen bestimmt und vom Offizier bezahlt. Der Händler kam mit einem heilsamen Schreck davon. Er wird sich vorläufig hüten, sich wieder zu weigern, seine Früchte an christliche Soldaten zu verkaufen. Der Hauptmann war natürlich ein Muhammedaner.

Ein anderer muhammedanischer Obsthändler verkaufte seine Trauben an christliche Soldaten zu einem höheren, als zum Tagespreise. Sobald der Oberstkommandierende hiervon Bericht hatte, liess er den Händler ins Gefängnis werfen.

Zwar wurde er noch am selben Tage freigelassen – aber der Schreck war heilsam.

Wir hoffen, dass die christlichen Soldaten von Urfa wie auch alle des ganzen Reiches dem Christennamen Ehre machen, und dass sie ein gutes Salz für ihre moslemischen Kameraden werden.

### **Der wandernde Kurdenscheich als Missionar des Islam**

Gestern war er im Klublokal und rief durch sein mutiges und freudiges Wort die Muselmanen auf zum Wirken und zum Schaffen in der Ausbreitung der wahren Religion des Islam. Das Klublokal in Urfa war gedrängt voll, nicht nur von der muselmanischen, sondern auch von der christlichen Männerwelt. Jeder wollte doch den mit einem Nimbus umgebenen Kurden-Scheich aus der Gegend von Wan hören.

Dieser Scheich war nach dem Massakre von 1895 von den Türken ins Gefängnis geworfen worden. Warum? Weil er die Massakres als etwas Abscheuliches und den Moslem nicht Geziemendes öffentlich zu verurteilen den Mut hatte. Erst die Einführung der Verfassung brachte ihm wieder die Freiheit. Seither wird er von den Jungtürken als eine Art Heiliger im Lande herumgeschickt. Überall muss er öffentlich auftreten und zum Volke sprechen. Er hat eine fließende Rede, und was für den Moslem so recht ein Ohrenschmaus ist – er ist erfüllt von der Zukunftsreligion der Welt, von der wahren Religion des Islam!

Es ist nicht möglich, den gestrigen Vortrag hier wiederzugeben, so interessant dies auch für die Leser des „Christlichen Orient“ im engeren und für alle Freunde der Ausbreitung des Evangeliums im Weiteren sein



würde. Leider gibt es noch keine türkischen Stenographen. Doch einige Äusserungen seien hier wiedergegeben.

„Brüder“, sagte er, sich zu den Moslems wendend, „Brüder, die Zeiten, in denen man den Islam, die wahre Religion mit dem Schwerte in der Hand, ausbreiten musste, sind vorüber.“ (Wahrscheinlich weil vorläufig das muhammedanische Schwert dem christlichen nicht gewachsen ist!) „Die wahre Religion des Islam hat den Kampf des Geistes begonnen. Geisteswaffen werden die Welt besiegen. In Scharen kommen Andersgläubige und werden ergriffen vom wahren Geiste des Islam und fallen ihm zu Füßen. Wir anerkennen die Juden, ihre Religion ist älter als die unsrige. Wir anerkennen die Christen, auch ihre Religion ist älter als die unsrige. Aber die unsrige allein wird Universal-Religion werden, weil sie völlig wahr ist und weil ihr Geist siegreich ist. Wollt ihr einen triftigen Beweis hören für die Wahrheit des Islam? Juden und Christen fallen ihm scharenweise zu. Aber hat man je gehört, dass ein Moslim Christ geworden ist?! Unter den Christen sind heute schon Tausende und Abertausende Moslems, weil sie im Herzen die wahre Religion des Islam tragen und danach leben. Alle, welche den Einigen Gott anbeten und nach seinen Geboten wandeln, sind Moslems. Es bedarf nur eines kräftigen Aufrufs unsererseits und überall mitten in der Christenheit werden Moscheen erbaut werden.

Von den Minarets herunter werden die glücklichen Muezzin's rufen: „*La ilahä illallah, mohamed er-ressul ullah!*“ (Es ist kein Gott ausser Gott und Muhammed sein Prophet.)

In diesem Tone der Siegeszuversicht ging es weiter.

Der Scheich hatte manche Frage von Seiten der Zuhörer zu beantworten, hauptsächlich Fragen der Politik, welche er alle klug und zur grössten Freude der anwesenden Muselmänner zu beantworten wusste. Die anwesenden Christen stellten keine Frage, nur die Muhammedaner. Keiner der Christen fand den Mut zu widersprechen oder auch nur etwas zu sagen, obschon jetzt Freiheit herrscht und ein freies, mutiges Wort für das Christentum nicht verweigert worden wäre.

Auf die Frage der Muhammedaner, ob es denn recht sei, dass von nun an auch Christen osmanische Soldaten sein sollten, antwortete der Scheich folgendes:

„Unsere anwesenden, christlichen Vaterlandsgenossen (er sagte nicht Brüder) möchten ihm ein freies Wort nicht übel nehmen. Wenn der Muselman einen Bären jagen will, so erleichtert er sich das Jagen, wenn er einen Spürhund mitnimmt. Verzeiht mir, mit dem Spürhund vergleiche ich unsere christlichen Soldaten. Oder: wenn ihr auf die Hasenjagd geht, nehmt ihr gerne einen Windhund mit. Verzeiht mir, mit diesen Windhunden vergleiche ich unsere christlichen Soldaten. Im Falle eines heiligen Krieges gegen die Ungläubigen können sie uns viel nützen, darum sollten wir uns über sie nur freuen.“ (Allgemeines Gelächter.)

Ferner wurde der Redner über die Frage der Brüderlichkeit (*Achuwat*) interpelliert. Seine Antwort lautete:

„Brüderlichkeit in Sinne des Korans können wir niemals mit Andersgläubigen, sondern nur mit Muhammedanern haben. Karindasch, Bruder, können wir niemals einen Christen oder Juden nennen. Aber wir haben im Türkischen das schöne Wort *Dasch*, Genosse. Darum nennen wir die Christen unseres Reiches *Watandsch*, Vaterlandsgenosse. Das schöne Wort unserer Konstitution *müssafat*, Gleichheit, ist uns allen geläufig, aber niemals können wir einen Muhammedaner und einen Christen als Brüder mit völlig gleichen Rechten behandeln. In Sachen des äusseren Rechtes ja, aber in Sachen des *Scheriat*-Rechtes, nein. Aber immerhin ist es eine segensvolle Gleichheit, welche wir nun eingeführt haben, und welche den christlichen Vaterlandsgenossen ein viel freieres Leben als früher gewährt.“

Diese Anführungen dürften dem Leser des „Christlichen Orient“ genügen. Sie klären uns über zwei wichtige Sachen auf, über die Ziele des Panislamismus und über die Lage der Christen im osmanischen Reiche. Freilich, um noch einmal auf das erste zurückzukommen, unsere Christen brauchen keine Furcht zu haben, wenn der Muhammedaner von nun an mit dem Geist und nicht mit dem Schwert des Islam die Welt erobern wollen. Christi Geist wird siegen. Aber einstweilen stehen dem Muham-

medaner noch viel nicht-christliche Völker näher, als die Christen, und auf die Bekehrung dieser arbeitet der Islam jetzt mit allen Mitteln hin. Und weil in der Christenheit selbst so vieles faul ist, und man selbst in christlichen Kreisen der Mission überhaupt und der Muhammedanermision im besonderen so kalt gegenübersteht, kann noch die Zeit kommen, wo das moslemische Schwert wieder mächtiger wird, und dann wird sich der Moslem keinen Augenblick besinnen und wieder zum Schwert greifen.

Zum zweiten Punkt, der Lage der Christen im Osmanenreiche, ist auch kein Kommentar nötig. Wäre der Bär, mit Hilfe des Spürhundes endlich erjagt, so würde der Moslem kaltblütig auch den Hund niederschossen.

Als Randglosse zu Vorstehendem könnte noch ein Ausspruch des hiesigen Gouverneurs dienen, den dieser gegenüber einem amerikanischen Journalisten tat. Es war die Antwort auf die Frage, ob er ein neues Massakre der Christen im Türkenreiche für ausgeschlossen halte.

„Ein neues Massakre ist kein Ding der Unmöglichkeit, denn Moslem und Christ sind zwei zu verschiedene Menschen. Die Regierung ist es, die kein Massakre will, und darum ist ein Massakre kaum zu erwarten; da aber 9/10 der Muhammedaner die Verfassung nicht wollen und 1/10 nur sie will (?), so könnte es sein, dass die Regierung morgen schon ihren Kurs zu ändern gezwungen würde.“

## Die ägyptische Augenkrankheit

September 1911

Wir dürfen nicht erwarten, dass alle unsere Missionsfreunde die Statistik über die ärztliche Arbeit in Urfa genau prüfen und durchlesen. Wie sollten sie auch! Wer Laie in ärztlichen Dingen ist, der kann sich unmöglich ein klares Bild unserer Arbeit an den Kranken machen, wenn er unsere Statistik durchliest. Aber aufgefallen mag doch jedem Leser schon sein, wie viele Augenranke behandelt und operiert werden. Zuweilen betrifft ein Viertel aller ausgeführten Operationen solche an den Augen und deren Lidern. Und könnten unsere Freunde erst das Heer von Augenkranken sehen, das gewöhnlich jeden Morgen zur Behandlung kommt, so würden sie noch mehr erstaunt sein und gewiss gerne Näheres über das Woher und Wie erfahren wollen.

An die Laien soll sich denn auch nachfolgender Bericht wenden und ihnen einigen Aufschluss bringen über die so weit verbreitete ägyptische Augenkrankheit, welche doch das grösste Kontingent aller Augenfälle liefert. Dass nicht eine berufenere Hand als die meinige diesen Bericht schreibt, mögen die Freunde gütigst entschuldigen.

Die ägyptische Augenkrankheit, Trachom, wie sie auch genannt wird, und wie wir sie der Kürze halber nun nennen wollen, ist wohl sehr alt und hat den ganzen Orient zu ihrer Heimat. Ohne Zweifel hat auch Lea, Jakobs, des Erzvaters erste Frau, von der es heisst: „Sie hatte blöde Augen“, nichts anderes als Trachom gehabt. Die Verheerungen, welche diese Krankheit schon angerichtet hat und noch immer anrichtet, sind furchtbar gross. Beispielsweise gibt es in Urfa und dessen Umgebung nur wenige Familien, welche gänzlich von dieser Krankheit verschont blieben. Wenn auch nur der kleinste Teil dieser Erkrankten wegen schlechter oder gar keiner Behandlung erblindet, so gibt es doch ein Nachbarstädtchen A. mit so vielen Blinden, dass man bei einem Gang durch die Stadt in jeder Strasse einen oder mehrere Ganz- und Halbblinde antreffen kann. Und bei den meisten Blinden ist das Trachom die Ursache der Erblindung gewesen.

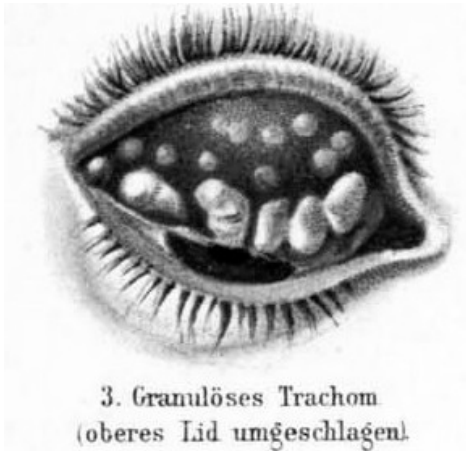
Die Verbreitung dieses Leidens geschieht wohl in der Hauptsache durch Unreinlichkeit. Die eitrigen Augen der Kinder, welche alle Stunden

wenigstens mit Wasser rein gehalten werden sollten, erfahren, wenns gut geht, nur einmal täglich eine Reinigung. Die Fliegen kleben denn auch scharenweise an diesen Augen. Meist sind die Kinder an die Fliegen so gewöhnt, dass sie dieselben gar nicht mehr wegscheuchen. So sieht man denn die Augen dieser Kleinen gar oft mit einem Kranze von Fliegen umgeben, welche gierig den eitrigen Saft, der aus den kranken Augen fließt, wegfressen. Wie leicht ist es denkbar, dass dann solche Fliegen das Leiden auf andere Menschen übertragen!

Leider fragen die Orientalen sehr wenig über das Woher nach. Selten einmal trifft man einen Menschen, der hierüber nachdenkt und zu einem Schlusse kommt. Ein Gouverneur des bereits angeführten Städtchens A. hatte darüber nachgedacht, warum diese Krankheit in jenem Städtchen mehr Opfer als an den anderen Orten forderte.

„Die Dächer der Häuser, auf denen im Sommer jedermann schläft, sind aus Lehmerde gebaut. Nun fällt es niemandem ein, wegen der Verrichtung von hochnötigen Dingen, wie dies nun einmal bei uns Menschen der Fall ist, vom Dache zu steigen, um in das hierzu bestimmte Lokal zu gehen; besondere Gefässe hierzu findet das Volk auch unnötig, so kommt es denn, dass diese Arbeit auf dem Dache besorgt wird. Der gewöhnlich heisse Lehm Boden nimmt denn auch diese Flüssigkeit gerne auf. Aber durch das Gehen auf diesen ebenen Dächern löst sich immer Erde ab, welche dann vom Winde weggetrieben wird und die Augen der Bewohner füllt. Auf diese Weise wird diese Krankheit so stark verbreitet.“

Soweit die Ansicht des Gouverneurs. Doch wenigstens einer, welcher einen Schluss zog! Wenn er auch möglicherweise falsch ist, eins ist sicher, wie wir bereits anführten, die Unreinlichkeit ist der beste Verbreiter des Trachoms. Wenn nur erst die Bevölkerung durchweg dies einsehen wollte! Aber sie ist fatalistisch, die mohamedanische sowohl, als auch, von dieser angesteckt, die christliche. Der Fatalismus ist der König der Trägheit – man lässt sich gehen und überlässt alles dem Allah, ob der einen krank mache oder gesund bleiben lasse! Höchst bequeme Anschauung, aber gerade auch hinsichtlich dieser schrecklichen Krankheit, wie verderblich!



aus Meyers Konversationslexikon,  
1885-1892

Das erste Stadium der Krankheit zeigt sich oft dadurch, dass der Mensch abends in den Augen sehr müde wird, nicht gut aufsehen kann, dass es ihm schwer wird, ins Licht zu schauen und seine Augen leicht tränen. Zuweilen sammelt sich in den Augenwinkeln auch schon gelber

Schleim (Eiter) an. Jetzt sollte die ärztliche Behandlung einsetzen. Gewöhnlich aber fällt es niemand ein, jetzt schon zum Arzte zu springen, oder auch nur die Behandlung eines Quacksalters anzunehmen. In diesen Anfängen der Krankheit kann richtige ärztliche Behandlung das Leiden in verhältnismässig kurzer Zeit zur Heilung bringen. Die Krankheit setzt sich fest an der Innenseite des Lides und zeigt dort eine Rötung desselben und eine Unebenheit der dünnen, sonst so glatten Schleimhaut. Wie viel Unglück könnte nun verhütet werden, jetzt im Anfang der Krankheit, aber nein, man wartet ab, wartet bis ernstere Krankheitszeichen sich einstellen.

Oft ist dies bald der Fall. Gegen Abend will das kranke Kind seine Augen schon gar nicht mehr öffnen. Es kauert auf dem Boden und drückt sein Gesicht auf die Erde. Nur so ist ihm einigermassen wohl. Nun fällt es mancher Mutter ein, zum Quacksalber („Otladji“) zu gehen, oder wenn sie zu den „Klugen im Lande“ gehört und keine „Otladji“ zu Verwandten hat, so geht sie in die Missionsklinik und zeigt das Kind. Der Arzt stülpt das Lid um. Es zeigt sich, dass die ganze Bindehaut himbeerartig, höckericht aufgeschwollen ist. Der zarte Glanz und die Glattheit des inneren Lides sind längst dahin und mussten wilden Fleischwucherungen Platz machen. Oft ist das ganze Auge schon entzündlich gerötet, denn die Höcker des Augenlides reiben das Auge beständig. Was kann der Arzt tun? Viel, sehr viel kann noch erreicht werden. Freilich bloss mit ein paar Pinselungen geht es nicht ab. Zuerst spricht er von einer Operation, darnach folgt wochenlange, monatelange, ja zuweilen, wenn sie zu früh unterbrochen wird oder wenn, wie so oft, neue Ansteckung eintritt, jahrelange Behandlung.

Das Wort Operation aber macht noch manche Mutter stutzig. Sie bringt ihr Kind nun doch dem „Otladji“. Was kann dieser tun? Das Üblichste ist, dass er jene Behandlung einleitet, welche der Arzt in den ersten Anfängen anzuwenden für gut findet, denn oft hat jener „Otladji“ schon Fühlung mit einem Arzte bekommen und von diesem manches angenommen. Zuweilen operiert auch er. Er nimmt mit einem Zänglein ein Stück glühender Kohle, und brennt damit die Wucherungen am umgestülpten Augenlide weg. Die Operation des Arztes dagegen beruht meist auf einer Abkratzung, Abquetschung des umgestülpten Augenlides, zu welchem Zwecke besondere Instrumente, Quetscher, erfunden und gemacht worden sind. Gewöhnlich werden seine Patienten zur Vornahme dieser Operation eingeschläfert. Dies kann der „Otladji“ allerdings nicht tun. Ohne Narkose hält jedoch kaum mehr ein Patient stille, weshalb der „Otladji“ selten mehr in den Fall kommt zu operieren. Schlägt er seinen Patienten die Operation vor, so verliert er ihn, denn der will lieber in der Missionsklinik erst von kundiger Hand eingeschläfert werden.

Es gibt aber nun eine Menge Kranker, welche sich gehen lassen und keine ärztliche Hilfe ihres Leidens wegen aufsuchen. Meist kommt für diese aber eine böse Zeit. Eines Tages beginnt ein Auge, oft sogar beide Augen, furchtbar zu schmerzen. Der Augapfel ist hochgerötet und auf der Hornhaut zeigen sich Geschwüre. Der Schlaf flieht dann den Menschen. Jeder Pulsschlag wird zum Hammerschlag auf Kopf und Auge. Fast wahnsinnig laufen solche Kranke im Zimmer herum. Jetzt wäre es allerhöchste Zeit zum Arzte zu gehen. Noch immer, Gott sei's geklagt, gibt es selbst in Urfa, wo unser Arzt doch, besonders in der Behandlung dieser, vom Trachom herrührenden Augengeschwür, schon beinahe Wunder wirken durfte, noch der Narren genug, die auch jetzt noch zu den „Otladji“ gehen; oder, da diese gewöhnlich jetzt gar nichts vermögen, wird der Rat von „guten“ Freunden befolgt.

Etwas will man tun, denn die Schmerzen können den Kranken fast rasend machen. Jeder Rat wird befolgt. Einer kommt und gibt an, dass gestossener Pfeffer gut sei. Schnell wird Pfeffer zu feinem Pulver gestossen und dann „*bismillah*“ (in Gottes Namen) dasselbe ins schmerzende Auge gestreut. Der Kranke ist wirklich jetzt vor Schmerz rasend geworden. Einer Furie gleich hüpfte er ein bis zwei Minuten im Zimmer herum. Darnach aber tritt der erlösende Moment ein. Mit einem tiefen *eff!* dem Ausdrucke von äusserstem Wohlbehagen, setzt er sich auf den Boden. Der Pfeffer hat seine Wirkung getan. Er hat die sensiblen Nervenäste des Auges für einige Zeit unempfindlich gemacht. Schnell sinkt der Arme in einen wohlthätigen Schlaf. Zwei bis vier Stunden dauert die Ruhe. Dann weckt pulsierender, schmerzhafter Hammerschlag aufs Neue den Schläfer. Die Wirkung des Pfeffers ist vorbei, aber ein heilender Einfluss auf das Geschwür erfolgte nicht, darum jetzt wieder erneuter heftiger Schmerz. Ein anderer „guter Freund“, eine alte Frau, bringt neuen Rat. Sie will erfahren sein in der Behandlung kranker Augen. Spiritus müsse eingetropfet werden, ist ihr weiser Rat. „Um Gottes willen“, schreit der Kranke, „schnell, schnell bringt Spiritus her“. Eilig wird Spiritus besorgt, jetzt ist er da – der Kranke liegt schon am Boden und hält sich das schmerzende Auge auf. Jetzt fallen die Spiritustropfen auf. Wieder wälzt der Bedauerswerte sich auf einige Minuten rasend umher bis der Hauptschmerz vorbei



ist, und dann folgen wieder einige erträgliche Stunden. Aber geheilt wird das kranke Auge nicht, auch nicht, nachdem noch diverse andere drastische Mittel angewendet werden, wie Tabakeinstreuung, Rauch, Zwiebelkompressen etc. (Getrockneter Eselmist mit Alaun wird verbrannt und die Augen über den Rauch gehalten.) In dem oben angeführten Städtchen A. soll, es ist zwar unästhetisch zu sagen, Einträufelung von warmem Urin von Mädchen unter vier Jahren, ein häufig angewandtes Mittel sein.

Vielleicht entschliesst sich jetzt der Kranke, in die Missionsklinik zu gehen, und wohl ihm!, dann kann noch vieles Versäumte gut gemacht werden. Die Mittel, die hier angewendet werden, sind sowohl heilend als auch schmerzlindernd, und um dem Kranken über die schmerzhaftesten Tage hinwegzuhelfen, gibt man ihm auch innerlich beruhigende Mittel. Es grenzt geradezu ans Wunderbare, was man mit solchen Augen erleben darf. Nicht selten sind die Fälle, in denen selbst der Arzt die Hoffnung auf Rettung eines solchen Auges aufgeben wollte – und doch wurde unter anhaltender Behandlung, wohl auch infolge des göttlichen Segens, der auf der Missionsarbeit ruht, das Auge schon nach wenigen Wochen wieder so völlig hergestellt, dass der Besitzer desselben sogar wieder lesen konnte.

Doch noch nicht alle, welche Augengeschwüre haben, finden den Weg in das Spital. Die Kranken wissen zwar etwas von den schönen Erfolgen, welche im Spital erzielt werden, aber sie wissen auch, dass ein Erfolg mit grosser Geduld abgewartet werden muss. Der Missionsarzt kann nicht messianische Taten tun und sagen: „Sei sehend mein Sohn, sei sehend meine Tochter!“ Die Kranken wollen alle heute schon ihr Leiden los sein. Leider schlägt oft für diese, dem Spital fernbleibenden Geschwürkranken die schmerzzerlösende Stunde in anderer Weise, als sie gehofft hatten. Das so furchtbar schmerzende Geschwür macht ein Loch ins Augeninnere, dann läuft das Innere heraus, der Druck und Schmerz weicht, aber vorbei ist es dann mit dem Augenlicht, vorbei für immer. Fast die Mehrzahl der so zahlreichen Blinden hat die eben angeführte Krankheitsgeschichte aufzuweisen.

Nicht alle Trachom-Kranken bekommen Geschwüre. Viele von ihnen bekommen eine Trübung der Hornhaut. Man könnte sagen, das Fenster

des Auges ist trübe geworden. Die einstmals so klaren Augensterne gleichen den gefrorenen Scheiben, durch die man nur schlecht, oft auch gar nicht durchsehen kann. Die Trübung wieder aufzuhellen oder gar wegzubringen, ist ein schweres Stück Arbeit und erfordert grosse Geduld vom Arzt und Patient. Denn vor allem muss, wie auch beim Augengeschwür infolge des Trachoms, des Übels Grund, die Trachomkrankheit, beseitigt werden. Aber andauernder Pflege gelingt es meist, beide zu vertreiben, das Trachom sowohl als auch die Trübung der Hornhaut.

Wie viele Krankheiten des menschlichen Körpers diesen schliesslich töten oder von der Natur wieder hinausgeworfen werden, sei's schnell mit Hilfe ärztlicher Kunst oder langsam ohne diese, so auch das Trachom. Es tötet zwar den Menschen nicht, aber es vermag das Licht des Auges zu zerstören. In vielen Fällen aber, auch wo keine ärztliche Behandlung eintrat, kann, manchmal erst nach vielen Jahrzehnten, langsam Heilung eintreten. Die einst so hochrote, wildfleischige, himbeerartige Haut des inneren Augenlides beginnt harten Narben Platz zu machen. Wie alle Narben so haben auch diese die Neigung sich zusammenzuziehen. Die Folge hiervon ist, dass die Haut zu kurz wird. Was geschieht nun? Die Lidränder werden eingezogen. Die Wimperhaare kommen dadurch auf das Auge zu liegen. Statt dass sie das kostbare Auge vor Staub schützen, reiben sie nun wie ein Besen auf dem Auge herum. Was Wunder, wenn bald aller Glanz des Auges und seine Farbe dahin ist. Für diese Unglücklichen liesse sich das arabische Sprichwort anwenden, welches lautet:

*Chelass min edd-dubb*

*Waku'a b'il-djubb!*

(Vom Bären erlöst,  
aber in den Brunnen gefallen!)

Sie sind vom Trachom erlöst, aber auf dem besten Wege zu erblinden. Und ihrer viele verdanken ihre Blindheit leider den Wimpern, welche so unbarmherzig bei jeder Bewegung des Auges die Hornhaut bearbeiten.

Gott sei Dank, auch aus diesem Brunnen können die Armen gerettet werden, wenn sie sich frühzeitig dem Missionsarzte zuwenden und den

Mut haben, sich einer Operation zu unterziehen. Aber wie bemerkt, nicht alle diese Kranken finden frühzeitig den Weg in das Spital. Gar mancher erscheint erst, wenn er den Weg schon nicht mehr sehen kann, wenn sein ganzer Augenhimmel schon mit undurchsichtigen Wolken verhängt ist. Da soll dann der Missionsarzt wieder Wunder tun.

Früher haben auch die „Otladji“ derartige Kranke operativ behandelt. Sie haben die Operation den Ärzten abgesehen. Allein die ärztliche Kunst blieb beim Guten nicht stehen, sie sann auf das Bessere und so hat sich die Kunst, auch dieses Leiden zu heben, derart verbessert, dass die „Otladji“ nicht mehr zu folgen vermochten; deshalb haben die Quacksalber von dieser Art Kranken heute wenig Zuspruch mehr.

Es ist begreiflich, dass man im erwähnten Falle zuerst die Ursache der fortschreitenden Trübung der Hornhaut heben muss, ehe man die Trübung selbst wieder aufhellen kann. Begreiflich sage ich. Jawohl begreiflich für uns, nicht aber für die nicht denkenden Kurden und Araber, welche nur das Trübe der Augen weghaben wollen; die Wimperhaare, welche auf dem Auge herumwischen, das ist doch ganz Nebensache, meinen sie. Man schlägt zuerst eine Operation vor, dazu gibt jeder gerne seine Einwilligung. Aber wir müssen uns hüten, ja nicht zu operieren, ehe wir dem Kranken fünfmal auseinander setzen, dass mit der Operation sein Auge noch nicht klar sehen werde, dies erfolge erst später, nach monatelanger Behandlung. Ohne diese Klarlegung macht der Kranke nach der Operation ein langes Gesicht, sagt, dass die Operation nichts genützt habe, verlangt womöglich sein Geld wieder zurück, wenn er welches gegeben hat, oder er macht Spektakel im Hofe usw.

Zur Vornahme der Operation wird der Patient erst narkotisiert. Ist dies geschehen und sind der Arzt und sein zur Operation nötiger Assistent mit dem Desinfizieren ihrer Hände bereit, so wird die Operation begonnen. Das Lid, meist das obere nur, denn dieses ist hauptsächlich der Sitz des Trachoms, wird umgestülpt, darnach ein Instrument angelegt, welches als Lidhalter sowohl als auch als Blutstiller dient, denn jetzt wird mit scharfem, kleinem Messer, hart hinter den Wimperhaaren, der ganzen Länge nach von einem Augwinkel zum anderen ein Graben gezogen. Diese

Arbeit ist nach wenigen Minuten beendet. Das Instrument wird weggenommen und wenn nötig, auch an das Lid des andern Auges gesetzt, denn meistens sind beide Augen aus gleicher Ursache trübe geworden.

Sind beide Lider mit dem nötigen Graben versehen, so kommt die Unterlippe dran. Möglichst tief nach innen zu wird jetzt ein 2-3 Millimeter breiter und den Augenlidern entsprechend langer Streifen vom Lippenrot weggeschnitten. Besonders bei Araberinnen, welche doch alle ihre Lippen blau tätowiert haben, muss man das nötige Stück recht tief von der Innenseite der Lippe wegnehmen. Der weggeschnittene Lappen wird schnell in sterilisierte und körperwarme Kochsalzlösung gelegt. In dieser Lösung erlischt die Lebensfähigkeit des Lappens nicht so bald. Eilig wird die meist stark blutende Lippe mit ein paar Stichen zugenäht.

Erst wenn dies geschehen ist, nimmt der Arzt den dritten Teil der Operation vor, nämlich das Zurechtschneiden des Lippenlappens. Von diesem wird soviel weggeschnitten, dass nur noch ein papierdünner Hautstreifen übrig bleibt, welcher dann, im nun folgenden vierten Teil der Operation, in den gemachten Graben des Augenlides hineingebettet wird. Oft saugt sich dieser Lappen schnell an und erhält als Zeichen, dass er lebt, die fleischrote Farbe wieder, die ihm unter der Schere völlig abhanden gekommen war. Alle Wimperhaare stehen nun wieder hübsch nach ausen. Die Operation ist fertig. Man hat also durch die Einsetzung des Lippenlappens das Innere des Augenlides wieder breiter gemacht, und wenn der Lappen hält, was wohl in 90 % aller Fälle geschieht, so hat man das Übel, welches die Hornhaut so trüb machte, gehoben, und kann sich sodann daran machen, die Hornhaut wieder aufzuhellen.

Dies ist aber ein Geduldswerk für Arzt und Patient, denn gewöhnlich dauert diese Arbeit monatelang. Leider kann man das Trübe der Hornhaut nicht auf operativem Wege wie eine Decke vom Auge wegheben, nur mit Medikamenten, als Beihilfe zur besten Dienerin des kranken Menschen, der Natur, kann da nachgeholfen werden. Aber in den meisten Fällen gelingt die Aufhellung, bald mehr, bald weniger. Welche Freude für Patient und Arzt! Wer früher kaum mehr den Weg vor sich sehen konnte, kann jetzt sogar wieder Nadeln einfädeln. Selbst in den hoffnungslosesten

Fällen darf man oft Wunder erleben. Zur Illustration des eben Gesagten greife ich nur einen von vielen Fällen heraus.

Stephan, ein blinder Junge, kam aus dem zwei Tagereisen entfernten Städtchen Severeke in unsere Klinik. Seine Augensterne waren unsichtbar, eine dicke, weisse Schicht bedeckte dieselben. Kaum konnte der Ärmste noch unterscheiden, ob es Tag oder Nacht sei. Ursache: Die Wimpern! Der Fall schien hoffnungslos. Aber, dachte der Arzt, was schadet schliesslich eine Operation? Nichts! wenigstens nützt sie insofern, als darnach die schmerzhaft Reibung der Haare auf den Augäpfeln aufhört. Der Junge wurde zuerst an einem Auge operiert und siedelte zum Zwecke der Nachbehandlung nach Urfa über. Später verlor er sich aus unserer Behandlung. Ein Jahr später stellte sich uns ein stattlicher Junge mit klarem, braunem Auge vor, als der vor einem Jahre von uns operierte, blinde Stephan. Kaum trauten wir unsern eigenen Augen – dann lobten wir Gott und sagten dem Jungen: Gib Gott die Ehre! Auch das zweite Auge wurde dann mit Erfolg operiert.

Wenn auch nicht alle Patienten so schöne Erfolge aufweisen wie Stephan, so dürfen wir doch mit dankbarem Herzen bezeugen, dass der Segen, der jährlich von unserem Spital bezüglich all dieser Kranken ausgeht, gross ist. Wohl sind wir uns bewusst, dass viele Kranke, deren geistiges Auge für das Erkennen der Gnadengaben Gottes blind ist, noch eine andere Operation nötig haben. Allein das Öffnen jenes Auges ist nicht Sache unseres Missionsarztes, das vermag nur der rechte Seelenarzt, auf den wir gerne diese Kranken hinweisen. Oft geht es hier aber auch wie bei vielen, deren leibliche Augen am Erblinden sind. Es gibt noch in jedem Dorfe solche, welche von glücklich Geheilten aufgefordert werden, doch in die Missionsklinik zu gehen. Sie hören den Ruf, sie wollen sich auch aufmachen, da sie aber des Elends gewohnt sind, fehlt ihnen die Kraft sich aufzuraffen, und so bleiben sie mit ihren kranken oder blinden Augen zurück und machen sich des grossen Segens verlustig.

Hiermit bin ich am Schlusse des Berichtes angekommen. Wenn es mir gelungen ist, vielen Freunden einen Einblick in unsere Arbeit für die Augenkranken zu geben, so ist der Zweck dieser kleinen Mitteilung erfüllt.

## Yester Wartuhi

März 1914

Erinnerungen einer Lehrerin aus der Zeit des Massakres

### 1.

In den Januartagen dieses Jahres beherbergte unser Spital in Urfa eine augenkrankte Patientin, deren gefährvolle Erlebnisse während des Massakres von 1895 wirklich wert sind, für die Freunde des armenischen Volkes schriftlich festgehalten zu werden. Vielleicht hilft es dem einen oder andern in gefahrvoller Stunde, sich auch völlig in Gottes Hut zu begeben, wie es die Lehrerin Yester getan. Ihre Geschichte möge hier folgen.

Yester war die Tochter protestantischer Eltern im Städtchen Adiaman. Als fleissige Schülerin der dortigen protestantischen Schule bekannt, durfte sie nach Absolvierung derselben durch besondere Vergünstigung der amerikanischen Mission in Aintab sich als Lehrerin ausbilden lassen. Mit achtzehn Jahren begann sie in ihrem Heimatstädtchen als Lehrerin zu wirken. Es war das Jahr 1895. Am 1. November dieses Jahres kam Bericht von der Regierung, dass auch ihre Schule in den nächsten Tagen von den Spitzen der Behörden besucht werden würde. Schnell wurde mit den Kindern noch ein vaterländischer Gesang eingeübt. Am 4. November erschienen denn auch der Gouverneur, der Kadi, der Major und noch einige andre Herren, alles Muhammedaner, und inspizierten die Schule. Es fiel Yester auf, dass der noch junge Major fast immer ein Auge auf sie hatte. Soviel als möglich verbarg sie ihr Gesicht vor ihm.

Am 6. November ging Yester früh in die Schule, um Fenster und Türen zu öffnen, damit vor dem Schulanfang das Lokal gründlich gelüftet würde. Eben als dies geschehen war und Yester sich an den Schultisch gesetzt hatte, fiel von einem benachbarten Minaret herunter ein Schuss, und zwar schlug die Kugel durchs offene Fenster in den Boden des Schulzimmers ein, gerade vor Yesters Füßen.

Dieser Schuss war das Zeichen eines beginnenden furchtbaren Christenmassakres. Rasch erdröhnten mehrere andere Schüsse vom Markte her.

Yester floh. Doch wohin?

Nach Hause? Das war weit weg. Sie suchte das nächste christliche Haus auf. Doch es war verschlossen. Auch die zweite, dritte und vierte Türe war verschlossen. Eilig schlossen alle Christen bei dem ersten Schuss ihre Haustüren.

Jetzt begann Yester bei den nächstfolgenden Türen bittend anzuhalten, man möchte ihr doch Einlass gewähren. Erst an der zehnten Türe angekommen, wurde ihr geöffnet, im Hause von Serkis, einem persönlichen Freund ihres Vaters.

Hier blieb sie bis zum Abend, mit allen Insassen betend und harrend der Dinge, die da kommen sollten. Mit dem Einbruch der Nacht hörte das Morden in der Stadt auf. Bis an das Haus Serkis waren die Mörder noch nicht gelangt.

Am Abend suchte Yesters Vater seine Tochter. Bei Tag durfte er sich ja nicht vor die Türe wagen. Er fand sie und nahm sie mit sich nach Haus. Sein Haus stand als einziges christliches Haus mitten unter muhammedanischen Häusern.

Das Haus war ausgeplündert worden. Nichts an Essen oder Kleidern, Betten usw. fand sich mehr vor. Dass ihr Vater den Tag überlebt hatte, war nur einem muhammedanischen Nachbar zu verdanken, welcher ihn in seinem Hause versteckte.

Yesters Vater gehörte zum Mittelstand, was in jenem Städtchen soviel bedeutet, dass zwar kein Vermögen vorhanden war, aber doch jeden Tag genug zu essen da war für alle Familienglieder.

Aber am heutigen Abend war kein Vorrat mehr da. Islamische Nachbarn sandten ihnen von ihrem Essen.

Der nächste Morgen brach an. Aus all den kurdischen Nachbardörfern waren eine zahllose Menge Kurden gekommen, lauter Mord- und Raubgesellen, um sich an dem Massakre zu beteiligen.

Dementsprechend war der zweite Massakre-Tag im armen Städtchen viel furchtbarer als der erste. Jeder männliche Christ, dessen die Mörder habhaft werden konnten, wurde erschossen, erschlagen, zerstückelt. Nur wer von den Christen das muselmanische Glaubensbekenntnis aussprach: „*La illahae ill' allah, Mohamed er ressul ullah!*“ der wurde verschont und ihm zum Zeichen eine weisse Binde um den Kopf gebunden. Aber kein christliches Haus blieb vom Besuch der Spiessgesellen verschont, oft weniger um die Männer abzufangen, als um alles auszurauben. Nicht nur was herumlag und in Kisten und Kasten sich fand, wurde gestohlen, sondern auch nach dem Goldschmuck, den Frauen und Mädchen am Hals, Armen und Ohren tragen, wurde gefahndet. Ohringe wurden einfach weggerissen, das mühsame Öffnen derselben nahm zu viel Zeit in Anspruch, was schadete es, wenn auch aus den zerrissenen Ohrläppchen Blut floss.

Schon am frühen Morgen kam der Muhammedaner, welcher Yesters Vater am ersten Tage versteckt gehalten hatte, wieder und nahm die ganze Familie, Vater, Mutter, eine blinde Tochter und Yester mit sich in sein Haus, wo er alle Glieder im Strohmagazin versteckte. Ein Sohn, ein Bruder der Yester, fehlte; er war einer der ersten, der am Morgen des ersten Tages den Mördern in die Hände gefallen war. Als Apothekergehilfe war er bei einem armenischen Arzt tätig gewesen. Der Arzt wurde erschossen, und ihm wurde durch eine Kugel sein Bein zertrümmert. Ein muhammedanischer Freund versteckte sodann den Verwundeten in seinem Hause.

Als die Sonne am zweiten Tag untergegangen war, wurde durch Ausrufer bekannt gemacht, dass jetzt das Massakre zu Ende sei.

Der Nachbar holte die Familie jetzt aus deren Strohversteckc hervor. Beim Dunkel der Nacht, hiess es, sollten alle in einen Chan gebracht werden. Der Vater sollte die Mutter am Arm nehmen und Yester die blinde Schwester führen. So verlangte es der Nachbar. Erst gingen die Eltern auf die dunkle Strasse und dann wollte Yester mit der Schwester durch die offene Türe gehen. Plötzlich erhielt Yester einen starken Schlag auf die



Brust, so dass sie zurücktaumelte. Die Türe wurde zugeschlagen, sie war gewaltsam von den Ihrigen getrennt.

Nun wusste die Lehrerin, dass ihrer noch schwere Stunden warteten. Erst weinte sie. Dann aber suchte sie sich im Blick auf die Treue des Herrn zu trösten, indem sie geistliche Lieder sang.

Noch in dieser Nacht wurde sie aufgefordert, in ein Nachbarhaus zu gehen, wo mehrere christliche Mädchen versammelt seien. Sie folgte. Kaum dort angekommen, erschienen drei schwerbewaffnete Kurden, um sich alle versammelten Mädchen anzusehen. Yester gefiel ihnen besonders. Es wurde um sie gehandelt, und schliesslich zahlte der eine der Kurden dem Nachbar, der Yester und die Ihrigen versteckt gehalten und Yester hierher gebracht hatte, 30 türk. Pfund aus (555 M.). Kaum war der Kauf, der auf kurdisch abgemacht wurde, und von dem Yester jedes Wort verstand, abgeschlossen und die Kurden weggegangen, da wurde Yester aufgefordert, zwei Männern zu folgen, welche sie an die vor der Stadt liegende Quelle bringen sollten, wo ihr Vater ihrer warte. Er werde, hiess es, sie zu jenem Freunde im Dorfe N. bringen, der, als sie noch in Aintab studierte, ihr jedes Jahr ein Geschenk geschickt hatte.

Yester traute der Sache nicht, allein wie konnten diese Türken wissen, dass sie einen Freund hatte im Dorfe N., der jährlich ein Geschenk nach Aintab geschickt hatte? Das musste ihnen ihr Vater wohl jetzt als Erkennungszeichen gesagt haben. Doch was hätte ihr das Sträuben auch genützt?

Es war mondhell. Als sie an der Quelle Chyrchyr ankam, wo der Vater sie angeblich erwarten sollte, war kein Vater da. Aber viele Kurden waren dort versammelt und tränkten ihre gestohlenen Pferde und Esel und grosse Herden von Schafen und Ziegen, die sie als Beute mitnahmen. Unter ihnen war auch der Kurde, der sie gekauft hatte. Als die beiden Männer Yester dem Kurden übergeben wollten, stürzte sie sich in ihrem ersten Schreck ins Wasser. Allein es war nicht tief genug. Rasch wurde sie an den Zöpfen herausgezogen und tüchtig von ihrem kurdischen Besitzer durchgeprügelt. „Sie sei seine Braut und hätte nun mitzukommen“, sagte der Käufer, ein junger, aber starker Kurde. Mit Püffen trieb er Yester vor

sich hin. Da half ihr kein Weinen, kein Weh und Ach. Bei einer Wendung des Weges glaubte sie sich flüchten zu können, doch der Kurde war wachsam und zog sie eine Viertelstunde lang an den Zöpfen hinter sich her. Die Frage der Kurden, ob sie kurdisch verstehe, verneinte Yester absichtlich.

Schliesslich sah die Lehrerin die Unmöglichkeit der Flucht und das nutzlose Widerstreben ein, so dass sie sich scheinbar in ihr Schicksal ergab und ruhig vor dem Trupp Kurden herging. Ihr fiel das Lied ein:

Ich gehe durch dunkle Täler  
Weiss nicht wohin.  
Doch genügt es mir zu wissen:  
Du, Herr, bist bei mir.

und sie sang es mit lauter Stimme.

Drei Stunden war die Karawane schon unterwegs gewesen, als zur Linken des Weges ein einsames Zialet (Wallfahrtsort) sichtbar wurde. Der Käufer der Yester offenbarte jetzt seinen Kameraden seine bösen Absichten. Er wollte nicht erst warten, bis er in sein Dorf kam, hier schon wollte er sich von ihnen trennen und mit Yester in das nahe Zialet gehen, dort sein Gebet verrichten und das Mädchen vergewaltigen.

Yester hatte es verstanden.

„O Gott, errette mich! Lass mich nicht in die Hände dieses Schrecklichen fallen. Errettet du mich von diesem Menschen, dann will ich mit dem elendesten Christen vorliebnehmen. Nur keinen Muhammedaner!“ So betete Yester in ihrer Not. Schon vor dem Massacre hatte sie drei wohlhabende Christen, die sich um sie beworben hatten, abgewiesen.

Der Kurde wandte sich schmeichelnd an Yester mit den türkischen Worten:

„Komm, mein Kind, lass uns an den Wallfahrtsort gehen, dass ich dich dort dem alleinseligmachenden Islam übergeben. Sage die Worte:

„*Bismillah er raham, er rahmin*“ und unser Glaubensbekenntnis:

„*La illahae ill' allah  
Mohamed er ressul ullah!*“

Jetzt aber antwortete Yester auf Kurdisch:

„Du Esel, glaubst du, ich werde dir je zu Willen sein? Da irrst du dich, eher sterbe ich!“

„Was, du, meine Verlobte, wagst es, mich Esel zu nennen!“

Diese Worte sprechend, erhob er sein Gewehr und schlug tüchtig auf seine gekaufte Braut ein. Dann packte er das Mädchen und zog es an den Haaren hinter sich her. Sie biss ihn aber in den Rücken und zerkratzte ihm sein Gesicht. So kam er mit seiner Last nicht weit.

Die Kameraden legten sich ins Mittel.

„Halt ein, dummer Kerl!“ schrien sie dem Rasenden zu, „das Mädchen ist ja doch dein. Was schadet's, wenn du dich noch ein paar Stunden geduldest. Zu Hause gelingt es dir eher, sie dir willig zu machen.“

So stand der Kurde von seinem Vorhaben ab. Alle zogen wieder ruhig weiter. Yester sang ihre Lieder. Von ihrer Stirn rann Blut.

„Lass mich doch wenigstens dir einen Kuss geben und dich an mein Herz drücken!“ sagte der Schreckliche und fasste sie an.

Yester spie ihn an und sagte ihm:

„Du Elender, erst schlägst du mich blutig, und dann willst du mich küssen?“

## 2.

Der Kurde war noch nicht zufrieden. Er wollte wenigstens eine halbe Stunde mit Yester allein sein und blieb, sie festhaltend, zurück. Doch auch ein armenisches Mädchen hat Kraft. Sie riss sich los und wäre entflohen, wenn nicht der Kurde mit Hilfe der anderen sie wieder eingefangen hätte.

Jetzt begegnete ihnen eine andere Kurdenkarawane, welche nach der Stadt ging. Darunter erkannte Yester eine Kurdin mit Namen Gulé, eine Geschäftsfreundin ihres Vaters.

„O Gulé, errette mich doch aus den Händen dieser Männer, sie haben mich gestohlen. Denke daran, dass wir in meines Vaters Hause oft das Brot zusammen assen!“ flehte Yester die Kurdin an.

Diese war nicht wenig verwundert, Yester hier zu sehen.

Yester hatte sie denn auch nicht umsonst angefleht. Mit Hilfe der in ihrer Karawane sich befindenden Männer wollte Gulé das Mädchen den Dieben entreissen und zur Stadt zurückbringen.

Es entspann sich ein grosser Streit zwischen den beiden Lagern. Schon hatten sie gegenseitig ihre Esel getötet. Es bestand Gefahr, dass die Männer sich auch noch gegenseitig totschiessen würden. Als Yester dies kommen sah, bat sie die Kurdin, sie möge von ihrem Vorhaben, sie zu befreien, abstehen, „aber“ sagte sie, „sage es meinem Vater, wohin man mich bringt, denn du kennst ja das Dorf, wo sie mich hinschleppen wollen!“

Gulé versprach ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Auf dem weiteren Wege fiel Yester ein, dass wohl auch ihr Vater ermordet sein könne, so dass Gulé ihm nichts ausrichten könnte.

Die Weiterreise ins Dorf des Kurden verlief soweit ruhig. Der Mann stellte keine ungebührlichen Forderungen mehr an Yester, und diese suchte sich durch das Singen von geistlichen Liedern über den Ernst ihrer Lage und das traurige Los hinwegzuhelfen.

Um Mittag des inzwischen aufgegangenen neuen Tages gelangten sie in das Heimatdorf des Kurden. Jetzt weinte Yester wieder bitterlich. Der Vorschlag der Kurden, dass sie sich erst etwas erholen sollte, wurde ausgeführt und man brachte sie ins Haus des Dorfscheichs, wo drei armenische Schreiner gefangen waren, denen man täglich mit dem Tode drohte. Sie waren aber vorerst nur ausgeplündert worden.

Die grosse Angst der Yester war die Furcht, dass der wilde Kurde sie am Abend abholen würde. Er kam auch und wollte sie holen, aber unerwarteterweise gab die Frau des Scheichs sie nicht heraus. Der Scheich war in der Stadt, und ehe dieser nicht zurück sein würde, werde sie diese Tochter nicht herausgeben. Die Nacht verlief so für Yester ruhig. Sie konnte sich auf armenisch mit den drei Gefangenen unterhalten und betete mit ihnen.

Als der Morgen graute, wurde Yester von der Frau des Scheichs aufgefordert, ihr beim Brotbacken zu helfen. Die Armenier sagten ihr, sie solle sich dabei recht dumm anstellen und solle sagen, dass sie nur lesen

und schreiben gelernt habe und dass sie auch Papiere schreiben könne. Vor diesen Papieren hat nämlich jeder Kurde Angst, er wittert hinter der Schreibkunst Zauberei, die ihm Schaden tun kann.

So stellte sich die Lehrerin tatsächlich recht dumm beim Brotbacken. Die Kurdin schimpfte sie aus, fragend, was sie denn könne?

„Lesen, schreiben und Papiere machen“, sagte Yester zaghaft.

Jetzt brauchte sie nicht mehr zuzugreifen bei den häuslichen Arbeiten. Als der Kurde, dessen Eigentum sie war, wieder kam und um sie bat, fing die Kurdenfrau an:

„Du hast einen schönen Kauf gemacht, mich nimmt nur Wunder, was du mit so einer Dirne anfangen willst. Brot backen kann sie nicht, melken auch nicht. Sie kann überhaupt keine häusliche Arbeit verrichten. Aber was sie kann, ist Papiere schreiben. Gott weiss, am Ende verzaubert sie dich noch. Es ist sicher das beste, du bringst diese Hexe wieder in die Stadt zurück und suchst deine 30 Pfund wieder zu erhalten.“

Der Kurde wollte aber nicht umsonst mit dem Mädchen so viele Mühe gehabt haben. Wenigstens, meinte er, sollte sie erst ein paar Tage bei ihm bleiben, darnach könne man weiter sehen.

Allein die Frau beharrte auf ihrem Vorsatz, Yester nicht ohne die Erlaubnis ihres Mannes herauszugeben. Unverrichteterdinge kehrte der Kurde zurück in sein Haus.

In der folgenden Nacht, als Yester unbelästigt im Hause des Scheichs bleiben durfte, erschienen plötzlich ihre Verkäufer im Dorfe. Es gab einen grossen Auflauf. Die Türken waren übergücklich, Yester wiedergefunden zu haben. Sie sagten aus, die Regierung in der Stadt hätte sie geschickt, sie müssten das Mädchen wieder zurückbringen. Der Kurde müsse die für Yester bezahlten 30 Goldstücke wieder zurücknehmen.

Yester hörte die Verhandlung mit an. Sie ahnte neues Unheil. Die Türken befahlen ihr, sofort mit ihnen in die Stadt zu gehen. Yester aber erwiderte:

„Niemals werde ich mit euch gehen. Ihr habt mich für 30 Pfund verkauft. Ihr seid imstande, mich an irgend jemand für 50 Pfund zu

verkaufen. Nur wenn die Dorfältesten mich zurückbringen, werde ich gehen.“

Diese bestimmte Erklärung Yesters fand guten Anklang, besonderes bei der Frau des Scheichs. Diese berief am folgenden Morgen vier Älteste, Männer in langen, grauen Bärten, zu sich. Diesen sollte sie sich ruhig anvertrauen, sagte sie zu Yester. Der Weg in die Stadt wurde in der nächstfolgenden Nacht zu Pferde zurückgelegt.

Die Lehrerin dankte Gott im Gebet und in Liedern, welche sie auf dem Heimwege sang.

### 3.

Vor dem Hause ihrer Eltern wartete der Vater. War das ihr Vater? Sie kannte ihn kaum mehr, so alt und so gebückt sah er aus, um den Kopf war das weisse Tuch geschlagen, welches die äusserliche Annahme des Islam anzeigte.

Weinend fiel Yester ihrem Vater in die Arme. Die alten Kurden kehrten zurück, nicht ohne erst den Türken, welche auf einem andern Wege zurückgekehrt waren, Nachricht zu geben. Diese aber gaben dem Major von der Ankunft des Mädchens Bericht, denn kein anderer als dieser hohe Herr, dem Yester beim Massakre entwischt war, hatte nach ihr fahnden lassen und war die Ursache, dass sie wieder zurückgebracht wurde.

Der Vater der Yester hatte hiervon gehört. Er liess die Tochter sofort zu einem muhammedanischen Freunde bringen, um sie bei ihm zu verstecken.

Kaum war Yester dort untergebracht, als auch schon Männer, vom Major gesandt, vor dem elterlichen Haus erschienen und nach ihr fragten. Die Antwort lautete:

„Sie ist nicht da, ihr Vater hat sie weggebracht. Wohin, wissen wir nicht.“

Der Major hatte bald in Erfahrung gebracht, in welches türkische Haus Yester gebracht worden war. Sofort liess er den Türken zu sich rufen.

„Bei dir ist eine Armenierin versteckt, die musst du mir sofort herausgeben.“

Doch der Türke war auch nicht auf den Kopf gefallen. Er antwortete, dass man das Mädchen wirklich zu ihm gebracht habe, er habe es jedoch abgewiesen. Darauf sei der Vater mit seiner Tochter wieder weggegangen, wohin sei ihm unbekannt.

Nun beeilte sich der Türke, nach Hause zu kommen, um das bei ihm verborgene Mädchen los zu werden.

„Bring deine Tochter sofort aus meinem Hause, der Major wird gewiss mein Haus durchsuchen lassen.“

Dieser Schreckschuss bewegte den Vater, mit seiner Tochter wieder die Flucht zu ergreifen.

In eine türkische Ysar (Umschlagetuch) gehüllt, brachte er Yester ins Haus des protestantischen Pfarrers, der auch, wie fast alle übrig gebliebenen christlichen Männer des Städtchens, eine weisse Binde trug.

Der Pfarrer wies die beiden mit folgenden Worten ab, die ja tatsächlich der Wahrheit entsprachen:

„Ich vermag mich kaum aus den Händen der Feinde zu erretten, wie soll ich da deine Tochter aus den Händen des Majors retten können? Bitte verlasst mich sofort.“

Yesters Vater wurde über diese Worte ganz niedergeschlagen und sagte:

„Jetzt bringe ich meine Tochter wieder in mein Haus zurück. Wenn Gott will, kann er uns auch dort retten.“

Es war mittlerweile dunkel geworden. Der Major schien die Spur verloren zu haben. Doch mitten in der Nacht klopfte es an das Haus, das von zehn Soldaten umringt war. „Gib uns das Mädchen heraus“, rief es von draussen herein.

Statt das Tor zu öffnen, sprang Yesters älterer Bruder in seiner Angst auf das flache Dach hinauf und rief die Nachbarn um Hilfe, man wolle seine Schwester rauben!

Das Dach war niedrig. Die Soldaten stiessen ihn mit Stangen vom Dache herunter, wobei der Unglückliche das Rückgrat brach.

Ein Jahr lang musste der Ärmste im Bett liegen, an den Füßen gelähmt. Als er seine Füsse wieder etwas brauchen konnte, blieb er doch ein Krüppel und starb nach zehnjährigem Siechtum.

Die unvorsichtige, aber mutige Tat des Bruders rief von den Nachbardächern hilfreiche muhammedanische Frauen herbei.

Diese überredeten die Soldaten, jetzt in der Nacht Yester in Ruhe zu lassen. Sie sei noch sehr müde von der Reise und dürfe nicht in diesem Zustande, mit blutigem Gesicht und zerrissenem, schmutzigem Kleide, in den Harem des Majors kommen. So etwas wäre für sie, die Frauen, eine Schande. Am nächsten Morgen würden sie selbst Yester ins Haus des Majors bringen.

Auf dies Versprechen hin zogen die Soldaten wieder ab.

Als nach Verlauf einer Stunde die Soldaten nicht wieder erschienen waren, konnte man annehmen, der Major hätte sich mit dem überbrachten Versprechen der türkischen Frauen zufrieden gegeben. Deshalb drängten nun diese Frauen selbst, dass Yester wieder die Flucht ergreifen solle, und hüllten sie in eine türkische Ysar ein.

Aufs Neue verliess Yesters Vater mit seiner gehetzten Tochter das Haus. Vergeblich klopfen sie an manche Tür. Die Insassen, wenn sie überhaupt auf das Klopfen hin an die Türe kamen, hatten Angst, das Tor zu öffnen. Schliesslich aber öffnete sich doch ein christliches Haus, und die ausgeplünderten Leute darin hatten Mitleid mit den Fliehenden. Der Besitzer war der Vater eines zwanzigjährigen Gesellen von Yesters Vater, der ein Schuhmacher war.

Zwei Tage blieb Yester in diesem Hause versteckt. Ihre Mutter, die auch mitgeflüchtet war, sorgte dafür, dass die Leute dieses Hauses nicht zu sehr hungern mussten. Sie hatte sich Hände und Gesicht schwarz gemacht. So konnte sie als Negerin und echte Muhammedanerin gelten. Als Bettlerin zog sie bei den muhammedanischen Häusern herum und brachte so das nötige Brot zusammen.



Der Major hatte überall seine Wachen aufgestellt. Dies merkte der Hauseigentümer und es war ihm nicht geheuer, trotzdem auch er eine weisse Binde um den Kopf trug. Was würde der Major nach seiner weissen Binde fragen, wenn er von dem Versteck der Yester erführe?

Zwei Tage beherrschte er seine Furcht. Am dritten Tage forderte er Yester und ihren Vater auf, sein Haus zu verlassen oder – Yester seinem Sohne, dem Schuhmacher, zum Weibe zu geben! – – Erführe der Major, dass seine Gesuchte verheiratet sei, so wäre anzunehmen, dass er seine Nachforschungen einstellen und sie in Ruhe lassen würde.

„Was meinst du, Yester“, sagte der Vater. „Willst du den Serkis zum Gemahl nehmen? Er kann nicht lesen, nicht schreiben, ist ein langsamer und ungehobelter Mensch, du kennst ihn ja.“

Yester antwortete, wie jedes Mädchen in diesem Lande in gleicher Weise tun würde.

„Vater, du musst es wissen, ich bin deine gehorsame Tochter. Was du für gut und recht findest, tue ich. Und höre mein Versprechen, das ich dem Herrn gemacht habe, als ich in den Händen der Kurden war: O Gott, wenn du mich ungeschändet aus den Händen dieses Muhammedaners bringst, so würde ich selbst zufrieden sein, wenn ich den elendesten Christen zum Mann nehmen müsste. Du kannst daher tun, wie du es für gut findest. Nur eines Muhammedaners Frau will ich nicht werden!“

Es ist Sitte im Städtchen Adiaman, dass auch die Christen für die Mädchen, die sie zur Frau haben wollen, deren Eltern eine gewisse Summe Geldes zahlen müssen, ganz wie es bei den Muhammedanern allgemeine Sitte ist.

So wandte sich denn Yesters Vater zu seinem Gastfreund.

„Zu anderen Zeiten, das sollst du wissen, hätte ich meine Tochter Yester nicht über 2000 Piaster (etwa 300 Mark) hergegeben, aber ich weiss, du kannst diese Summe auch nicht annähernd bezahlen, jetzt, wo du, wie ich, ganz ausgeplündert bist; sage, was kannst du für sie geben, damit sie das Weib deines Sohnes werde?“

„Was kann ich dir geben?“ antwortete der Gastfreund. „Besitze ich noch irgend etwas, was Geldeswert hat? Nein, du siehst ja, nicht einmal die Matratzen und Bettdecken hat man uns gelassen, so dass wir unbedeckt auf dem harten Boden schlafen müssen, alles, was ich an Geld besitze, ist noch 10 Piaster (1.50 Mark). Diese will ich dir, um unsere Sitte nicht zu brechen, für deine Tochter geben.“

Der Handel war fertig. Yesters Vater nahm die 10 Piaster in Empfang und in seinem Ingrimme kaufte er sich dafür ein Stück Fleisch beim Gar-koch, das er mit Heisshunger hinunterschlang, sagend und klagend, er sei nun so weit heruntergekommen, dass er seine Tochter aufgegessen habe.

Yester wurde nun, wieder in moslemischem Überwurf, ins Haus des Bräutigams gebracht, der bei seinem Bruder wohnte. Der junge Mann war nicht wenig erstaunt, dass er plötzlich zu einer Braut gekommen war und noch dazu zu einer so vornehmen, wie die Lehrerin Yester, um die vor dem Massakre schon manche angesehene Leute vergeblich geworben hatten.

Am folgenden Morgen schon sollte die Trauung sein. Yester war noch immer in demselben blutbespritzten und zerrissenen Gewande, in dem sie von den Kurden kam.

Ein anderes Kleid war nicht vorhanden, weil auch ihr elterliches Haus völlig ausgeplündert worden war wie alle andern christlichen Häuser.

Die Mutter Yesters aber wusste Rat und erbettelte sich von Muham-medanern ein Kleid für ihre Tochter und einen Mantel für den Bräutigam, denn auch dieser besass nur den Rock, den er auf dem Leibe trug, und der war schmutzig.

Braut und Bräutigam wurden in das erbettelte Gewand gesteckt und dann ihre eigenen Gewänder gewaschen und bis zum folgenden Morgen noch getrocknet. Am folgenden Morgen, als der armenische Priester Jojakim das Paar nach armenisch-gregorianischem Ritus traute, hatten sie wenigstens saubere Kleider an. Der gregorianische Priester trug keine weisse Binde, er wollte lieber sterben, als auch nur scheinbar seinen Glauben verleugnen.

Er hatte Furchtbares erlitten, man hatte ihn die lange, steinerne Treppe, welche zu seiner Kirche führte, hinuntergeworfen. Noch am Trauungstage war er voller Beulen.

Das Festmahl der Neuvermählten bestand aus erbetteltem, trockenem Brote. Eine Matratze gab es nicht, eine Bettdecke fehlte ebenfalls.

Nachts kroch man in einen Haufen Häcksel, der als wertlos nicht geraubt worden war.

Vier Tage später erschien der amerikanische Missionar Mr. S. aus Aintab im Städtchen. Er freute sich, dass die Lehrerin am Leben und Christin geblieben war. Als er hörte, dass der Major noch immer auf sie fahndete, begab er sich zu diesem und meldete ihm die Verheiratung seiner Pflgetochter Yester. Er möge sich wohl hüten, ihr noch ferner nachzustellen.

Dem neuvermählten Paar schenkte Mr. S. ein türkisches Pfund, damit sie sich Bettzeug kaufen konnten, und bald darauf sandte Dr. H. aus Aintab Kleider. Also war die grösste Not behoben.

Schon nach einem Monat eröffnete Yester wieder die protestantische Schule. Sie blieb Lehrerin, auch als sie zwei Jahre später einem Kinde das Leben schenken durfte. Aber sie durfte es nicht mit in die Schule bringen. Wohl infolge ungenügender Pflege starb das Kind nach anderthalb Jahren. Als bald darnach ein zweites Kind kam, wollte ihr Mann sie nicht mehr in die protestantische Schule gehen lassen und verschaffte ihr eine Lehrerstelle bei den Gregorianern, welche erlaubten, dass Yester ihren Säugling mit in die Schule bringen durfte. Bis heute ist Yester die Ernährerin ihrer Familie geblieben, denn ihr Mann leidet an orientalischem Phlegma und hatte bei allem, was er anfang, keinen Erfolg. Von ihren sieben Kindern blieben nur zwei am Leben. Aber sie sind der Stolz und die Freude der Mutter, die dankbar jeden Tag aus Gottes Hand entgegennimmt. Von ihrem Lehrergehalt, 12 türkische Pfund im Jahr (monatlich 18.50 M.), lässt sie für 2 türkische Pfund ihre Tochter in Aintab studieren, und mit den übrigen 10 türkischen Pfunden ernährt und kleidet sie ihre Familie – eine tapfere Christin, die ihrem Glauben alle Ehre macht!

Ihr Augengeschwür ist auf dem Wege der Besserung, und sie darf wohl bald in ihre Heimat und an ihre Arbeit zurückkehren.

Aus Yesters Mitteilungen haben wir erfahren, wie viele Christen in Adiaman in jenen bösen Massakretagen die weisse Binde um den Kopf gebunden hatten, auch Yesters Vater und sogar der protestantische Pfarrer.

Als nämlich am zweiten Massakretag abends Yester von den Ihrigen gewaltsam getrennt worden war, führte man alle Männer, deren man habhaft wurde, in einen grossen Chan, unter dem Vorwande, dass dort eine amtlich geschützte Zufluchtsstätte sei.

Am folgenden Morgen wurden alle diese christlichen Männer von einem Heer von Muhammedanern umstellt und von diesen vor die Wahl gestellt, entweder zu sterben oder Muhammedaner zu werden. Blutenden Herzens, unter dem Flehen von Frau und Kindern, gab die Mehrzahl der christlichen Männer nach, sprach die Glaubensformel der Muselmanen aus und legte sich die weisse Binde um den Kopf. So blieben die Familien beisammen. Aber auch diejenigen, welche den muhammedanischen Glauben nicht annahmen, sondern den angedrohten Tod erwählten, blieben am Leben. Als dann auf den Druck der Mächte hin den gewaltsam zum Islam bekehrten Christen wieder Freiheit geschenkt worden war, riss man sich die weissen Binden wieder vom Kopf. Wir wollen keine Steine auf diese Armen werfen, sondern Gott bitten, dass er die Christen des Orients vor ähnlichen schweren Zeiten bewahren möge.

Vielleicht fragt noch jemand, ob von jenen Mädchen, welche mit Yester zusammen waren, nur Yester an die Kurden verkauft wurde. Mit ihr waren drei Mädchen und eine jung verheiratete Frau gewesen. Von den drei Mädchen hat Yester nichts mehr gehört, sie sind wohl in türkischen Harems verschwunden. Die junge Frau aber nahm ein Kurde, dessen erste Frau kurz vorher gestorben war, mit sich in sein Dorf. Sie musste seine Gattin werden, brachte ihm dann auch Kinder, durfte aber Christin bleiben. Ihr Einfluss auf ihren Mann ist so gross, dass dieser nur die Stunde herbeiseht, wo auch den Muhammedanern freistehen wird, ihren Glauben zu wechseln, ohne der Gefahr des Todes ausgesetzt zu sein.